Geschichte

des

Landrichters Pappel

nebst

dazu gehörendem Aufsatz:

Die Orakel.

Von

C. G. Salzmann.

Stuttgart.

Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

1845.

Eigentum der Stadt Bamberg

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Vorwort zur ersten Auflage.

Die Geschichte des Landrichters Pappel hatte mein seliger Vater dazu bestimmt, der Vorläufer einer Schrift zu sein, die er über die Erforschung des göttlichen Willens herauszugeben beabsichtigte. Da er aber an das Abfassen dieser Schrift nicht hatte kommen können, so ordnete er vor seinem Tode an, daß jene Geschichte in dem Boten aus Thüringen dem Publikum mitgetheilt, der darin erwähnte Aufsatz aber, den der Major von Ehrenfest dem unglücklichen Pappel zu seiner gänzlichen Rettung, in moralischer Hinsicht, übergab, nicht sogleich, sondern erst später einmal, wenn man es für rathsam finden würde, veröffentlicht werden solle. Ihn dem gegenwärtigen besondern Abdrucke der Geschichte des Land-

richters P. als Anhang beizufügen, hat man kein Bedenken getragen. — Gott gebe, daß recht Viele, die zeither von den Aussprüchen trügerischer Orakel ihr Heil erwarteten, durch diesen Aufsatz zu Erkenntniß der Wahrheit geleitet werden mögen.

Schnepfenthal, im Juni 1841.

Karl Salzmann,
Direktor der Erziehungsanstalt.

Eben kam der Herr Major von Ehrenfest, der auf seinem Landgute wohnte, von einem Spatzierritte zurück, als ihm ein Reisender in abgetragener und zerrissener Kleidung auf dem Hofe entgegen trat und ihn demüthig um Unterstützung bat. Auf die Frage, wer er sei? erhielt er zur Antwort: er sei der Landrichter Pappel aus C...; sei von dem polnischen Pöbel rein ausgeplündert, gemißhandelt und aus seinem Hause geworfen worden. Schon seit vierzehn Tagen irre er herum, ohne zu wissen, wohin er sich wenden solle. Wenn ihm nicht schleunig geholfen werde, so sei er in Gefahr bis zum Bettler herabzusinken.

Der Major zog seinen Beutel und gab ihm — einen Groschen. Hier ist, sagte er, was ich geben kann. Der Hülfsbedürftigen werden jetzt so viel, daß die Hülfsquellen erschöpft werden.

Der Landrichter nahm seinen Groschen und sagte: Aber, wenn ein Mann, wie Sie sind, mich nicht rettet, wer soll mich sonst retten?

Ich bin selbst ausgeplündert, war die Antwort; wünsche wohl zu ruhen.

Der Landrichter war an dergleichen Antworten bereits

gewöhnt. Von dem Major hatte er sie aber nicht erwartet, da ihm dieser als ein wohlhabender und rechtlicher Mann von den Bauern des Dorfs war gerühmt worden. Daß aber dießmal der Major so hart erschien, hatte seine guten Ursachen. Seitdem das preußische Polen von den Franzosen war besetzt, und die preußischen Officianten ihrer Aemter waren entsetzt worden, hatten sich alle Landstreicher in preußische Officianten verwandelt; und noch vor kurzem hatte der Major seinen Oberrock einem sogenannten preußischen Officianten gegeben, den dieser im nächsten Dorfe verkauft und in Branntwein vertrunken hatte.

Durch diesen und ähnliche Vorfälle war er etwas hart geworden, und behandelte jeden Reisenden, der bei ihm Hülfe suchte, als Landstreicher, bis er vom Gegentheil völlig war überzeugt worden.

Wirklich machte ihm die Kälte, mit welcher er diesen Unglücklichen behandelt hatte, Kummer. Er warf sich, als er auf sein Zimmer kam, in den Lehnstuhl und überlegte, was da zu thun sei.

Jetzt fuhr ihm ein guter Einfall durch den Kopf — er zog die Glocke — sogleich stand sein Jäger Peter vor ihm und fragte: was befehlen Sie, gnädiger Herr?

M. A Propos! Du bist ja aus C.. gebürtig; kannst du dich nicht besinnen, wie der dortige preußische Landrichter heißt?

P. Der preußische Landrichter? Der Name fliegt mir immer vor dem Munde weg — jetzt habe ich ihn — Pappel hieß er.

M. Hast du ihn gekannt?

P. Recht gut.

M. Was war er für ein Mann?

P. Ja, es läßt sich nicht viel davon sagen; er war etwas lustig, und verstand sich gut darauf, von meinen Landsleuten Geld zu ziehn. Sie waren gar nicht mit ihm zufrieden.

M. Vergebet, so wird euch vergeben! Jetzt gehe in's Wirthshaus und frage den Wirth, ob er noch mit Erbsen versehen sei, und wie viel er für die Metze verlange. Eigentlich schicke ich dich aber nicht der Erbsen wegen, sondern um zu sehen, ob der Reisende, der dort eingekehrt sein wird, der Landrichter Pappel sei. Verstehst du mich? Du mußt ihn aber genau ansehen, und dir ja nicht merken lassen, daß du ihn kennst.

P. Schon gut, gnädiger Herr! es soll alles auf das Beste besorgt werden.

Nach einer Viertelstunde kam Peter mit der Versicherung zurück, der Reisende sei wirklich der Landrichter Pappel, den er aber in seiner schlechten Kleidung und bei seinem blassen Gesichte schwerlich würde erkannt haben.

Sogleich erhielt die Köchin von dem Major Befehle eine gute Suppe zu bereiten, und eine Portion kalten Braten nebst dem was dazu gehört aufzulegen; Peter aber bekam den Auftrag, dieß alles zu dem Landrichter Pappel zu tragen, ihn einzuladen, den folgenden Morgen bei dem Major zu frühstücken, auch dem Wirthe zu sagen, daß er dem Landrichter ein gutes Bett geben möchte.

Herr Pappel dessen Baarschaft in einem und einem halben Groschen bestand, saß betrübt in einem Winkel, entschlossen, diese Nacht auf dem Strohe zu hungern, weil ihm der Wirth schon angekündigt hatte, daß er ihm, wegen der großen Theurung, keinen Schnitt Brod geben könne, wenn er nicht dafür 2 Groschen bezahle.

Es that also seinem Gaumen und Magen sehr wohl, daß er das erstemal nach vierzehn, in Hunger durchlebten Tagen sich an einer guten Mahlzeit sättigen konnte. Er drückte dem Jäger die Hand, und bat ihn, seinem Herrn, in seinem Namen, für die zugeschickte Erquickung recht herzlich zu danken, und ihm zu sagen, daß er den folgenden Tag, bei dem Frühstücke, seine Dankbarkeit selbst bezeigen würde.

Nach dieser erhaltenen Danksagung verfügte sich der Major bald zur Ruhe, und hatte einen sehr süßen Schlaf, der sich gemeiniglich bei ihm einzufinden pflegte, wenn ihm eine gute That gelungen war.

Der Major hatte verschiedene Eigenheiten. Unter andern war er gewohnt, bei dem Erwachen nicht nur die Geschäfte des Tages nach einem gewissen Plane zu ordnen, sondern auch zu überlegen, wie er den Tag mit einer vorzüglich guten Haudlung bezeichnen könne. In dieser Absicht trat er den folgenden Morgen an's Fenster. Die gute Handlung, mit welcher er den Tag bezeichnen wollte, war — die Rettung des Landrichters.

Als dieser, der erhaltenen Einladung zufolge, in die Stube trat, bot ihm der Herr Major treuherzig die Hand, und fragte, ob er wohl geruht habe.

Herr Pappel bejahte die Frage, und wollte seine Danksagung vorbringen; der Major fiel ihm aber in's Wort, und sagte: deßwegen habe ich Sie nicht lassen zu mir kommen, sondern Sie sollen mit mir frühstücken, und dabei wollen wir überlegen, wie Ihnen zu helfen sei.

L. Sie sind sehr gnädig. Helfen könnten Sie mir gleich wenn Sie mir bei ihrer Oekonomie eine Stelle gäben. Ich wollte mich mit einem kleinen Gehalte begnügen.

M. Von dieser Seite kann ich Ihnen nicht helfen, lieber Mann! Alle Stellen sind bei mir gut besetzt. Was für eine Stelle sollte ich Ihnen denn geben?

L. Die Stelle eines Oberaufsehers über die Oekonomie.

M. Die ist besetzt. Die bekleide ich selbst.

L. Erlauben Sie, gnädiger Herr! die Oberaufsicht können Sie immer beibehalten. Lassen Sie mich unter Ihnen die Aufsicht führen. Ich getraue mir, Ihnen wenigstens jährlich drei bis vierhundert Thaler zu ersparen. Wie viel zahlen Sie z. B. täglich einem Taglöhner?

M. Fünf Groschen.

L. Künftig dürfen Sie nicht mehr als drei bezahlen. Wenn ein Stück Arbeit zu machen, ein Graben aufzuwerfen, ein Stück Land umzugraben, ein Weg zu bessern ist, so lasse ich die Leute aus dem Dorfe zusammenkommen, frage jeden, wie viel er dafür verlange, und dem, der das Wenigste fordert, dem schlage ich sie zu.

M. Hm!

L. Und wie viel bekommen Sie von Ihrer Mühle Pacht?

M. Sechshundert Thaler.

L. Sechshundert Thaler! Ich habe sie heute im Vorbeigehen besucht, den Müller etwas examinirt, und bin überzeugt, daß ich den Pacht wenigstens auf achthundert Thaler treiben kann. Wie viel bekommt Ihr Großknecht Lohn?

M. Ach lieber Herr Landrichter, lassen Sie uns von dieser Sache nicht weiter reden. Solche Maßregeln nennt man hier zu Lande Plusmachereien, davon bin ich kein Freund. Wenn ich meinen Leuten Arbeit gebe, so geschieht es nicht blos um meinet-, sondern auch um dieser Leute

wissen, daß sie dabei ihren Unterhalt erwerben, und ihres Lebens froh werden sollen. Dieß würden sie aber nicht werden, wenn ich einen Theil ihres Lohns ihnen abzupressen suchte. Haben Sie keine andern Aussichten?

L. Gar keine. Wenn Sie mir also nicht helfen können, so muß ich mich drein fügen, wie es der Kreislauf der Dinge mit sich bringt.

M. Der Kreislauf der Dinge? Erlauben Sie mir eine Frage: Glauben Sie denn einen Gott?

L. Ich weiß nicht, wie der gnädige Herr auf diese Frage kommen.

M. So, wie der Arzt darauf kommt, den Puls des Kranken zu befühlen, den er so recht aus dem Grunde curiren will.

L. Das Wort Gott ist sehr vieldeutig. Was verstehen denn der Herr Major unter Gott?

M. Was der Katechismus unter Gott versteht, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden.

L. Wenn ich Ihnen die Wahrheit gestehen soll, so glaube ich in diesem Verstande keinen Gott.

M. Was für einen Gott glauben Sie denn sonst?

L. Ich glaube, daß die ganze Welt Gott ist.

M. Ich verstehe Sie nicht. Aber sagen Sie mir nur, wie es möglich ist, daß Sie Himmel und Erde sehen und darinne die Gesetze wahrnehmen können, nach welchen alles erfolgen muß, ohne einen Schöpfer zu glauben, der dieß alles gemacht, und diese Gesetze gegeben hat?

L. Erlauben Sie, gnädiger Herr! Es kann ja gar nicht bewiesen werden, daß Himmel und Erde da sind.

M. Nicht bewiesen werden? Sehe ich denn nicht den Himmel und die Erde? sehen Sie dieselben nicht? sehen sie

nicht alle Menschen, die gesunde Augen haben? Brauche ich denn zum Beweise einer Sache mehr, als die Wahrnehmung derselben durch gesunde Sinne?

L. Es ist mir leid, daß ich Ihnen widersprechen muß. Allein, wenn ich die Wahrheit sagen soll, so sehen wir weder Himmel noch Erde, sondern nur das Bild davon. Es ist für uns alles bloße Erscheinung.

M. So verstehen Sie es also. Das habe ich bereits gewußt, als ich auf dem Pädagogium zu Halle war. Aber wenn ich das Bild von einer Sache sehe, so muß doch die Sache selbst da sein?

L. Dieß wohl. Aber wie wollen Sie mir beweisen, daß die Sachen wirklich die Form haben, in welcher sie Ihnen erscheinen? Daß das, was Ihnen als Würfel erscheint, nicht eine Kugel sei?

M. Daher, weil es allen Menschen, die es mit gesunden Augen sehen, als Würfel erscheint. Gesetzt aber, der Körper, der mir und allen Menschen als Würfel erscheint, wäre wirklich eine Kugel, so thut das nichts zur Sache, der Körper, den ich sehe, muß doch da sein. Wenn also Himmel und Erde uns in einer ganz andern Form erschienen, als sie wirklich haben, so bleibt es doch dabei, daß sie da sind. Die Sonne z. B. geht, wie die Naturkundigen beweisen können, auch nicht in dem Zeitpunkte auf, wo sie uns aufzugehen scheint. Deßwegen wird doch Niemand, bei dem das Auge und noch etwas gesund ist, ihren Aufgang bezweifeln.

Aber, lieber Landrichter, ich habe Sie nicht kommen lassen, um mit Ihnen einen Wortstreit zu führen, sondern um mit Ihnen zu überlegen, wie Ihnen zu helfen sei. Lassen Sie uns von diesen Spitzfindigkeiten nicht weiter

reden. Erlauben Sie mir nur noch eine Frage! Beten Sie denn auch nicht?

L. Ich wüßte nicht, um was ich bitten sollte.

M. Wirklich nicht? Von mir baten Sie Hülfe, Rettung, und wissen nicht was Sie von Gott bitten sollen?

L. Wenn ich nun auch von Gott Hülfe, Rettung bitten wollte, würde es mir etwas helfen? Ohne Zweifel pflegen der Herr Major zu beten?

M. Ja! Herr Landrichter, das pflege ich, und schäme mich dessen nicht. Ich gestehe Ihnen vielmehr aufrichtig, daß ich mich niemals größer, nie mehr in meiner Würde fühle, als wenn ich mich mit meinen Gedanken über die sichtbare Welt schwinge, und recht lebhaft fühle, daß der Schöpfer Himmels und der Erden mein Vater ist und mein Schicksal lenkt.

L. Und doch sind Sie geplündert worden.

M. Sie scheinen, lieber Landrichter, keinen richtigen Begriff vom Gebete zu haben, sonst würden Sie mir diesen Einwurf gar nicht machen. Der uns beten lehrte, wies uns nicht an, Gott um Abwendung bestimmter Leiden zu bitten.

Um Ihnen aber zu zeigen, daß die Worte der Schrift: das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist, wirklich einen hohen Sinn haben, will ich Ihnen sagen, was mir das Gebet bei der Plünderung geholfen hat.

Da ich die feindliche Schaar auf mein Haus zukommen sah, war ich sogleich bei Gott. Die Wahrheit: der Allmächtige ist dein Vater — wurde mir recht anschaulich. Sogleich sah ich alles in einem andern Lichte. Die feindliche Schaar erschien mir als ein Werkzeug des himmlischen Vaters, dessen er sich bediene, um dadurch gewisse Absichten

an mir zu erreichen, das aber ohne seinen Willen mir kein Haar krümmen könnte. Kleinmuth und Zaghaftigkeit verschwanden aus meiner Seele. Mit unglaublicher Seelenruhe ging ich den Feinden entgegen, öffnete die Thür des Hauses, bot ihnen die Hand, hieß sie willkommen und sagte: Alles, was ich in meinem Hause habe, steht Ihnen zu Diensten; nur bitte ich, mißhandeln Sie mich nicht. Sehen Sie meinen grauen Kopf an!

Braten! Wein! riefen sie.

Treten Sie nur herein, war meine Antwort, hier werden Sie alles finden.

Wirklich hatte ich, sobald ich sie erblickte, meinen Leuten den Befehl gegeben, eine lange Tafel mit Weinflaschen zu besetzen, und allen Speisevorrath aufzutragen, der sich im Keller und in der Speisekammer befände. Sie ließen es sich wohlschmecken; bald forderten mir aber einige mein Geld ab.

Verlangen Sie alle mein Geld? fragte ich. Alles! war die Antwort der mehresten. Einer aber trat auf und sagte: Kameraden! das ist zu viel, wenn jeder von uns 2 Louisd'or bekommt, so können wir zufrieden sein. Können Sie uns diese geben?

Ja, war meine Antwort, das kann ich. Sogleich trat ich ab, kam mit einem Beutel voll Gold zurück, und drückte jedem 2 Louisd'or in die Hand.

Nun verlangten sie mein Silberwerk.

Mein Silberwerk, sagte ich, befindet sich in diesem Schranke, und reichte den Schlüssel dazu dem hin, der den Raub meines ganzen Geldvorraths verhindert hatte.

Er schüttelte den Kopf und wollte ihn mir zurückgeben; eine andere Hand riß ihn aber weg, öffnete meinen Silberschrank und leerte ihn aus.

Jetzt wurde mir meine Wäsche und Kleidung abgefordert. Kameraden! sagte jener Vernünftige, soll der Deutsche edler handeln als der Franzose? Ist das der Wille unsers Generals, daß wir einen rechtschaffenen Mann zum Bettler machen sollen? Wer diesem Manne noch einen Faden nimmt, den verklage ich bei unserem Generale. Ihr wißt, daß dieser schlechte Handlungen streng zu ahnden weiß.

Nun wendete er sich an mich, und sagte: Wir kommen jetzt durch Gegenden, die verheert sind, wollen Sie uns nicht noch eine Fuhre Weizen und ein Paar Kühe mitgeben?

Die Fuhre Weizen, erwiederte ich, sollen Sie haben. Was ist Ihnen aber mit magern Kühen gedient? Ich will Ihnen lieber ein Paar fette Ochsen geben.

Der Vorschlag fand natürlich Beifall. Alles wurde in einer Viertelstunde herbeigeschafft, die Feinde zogen ab, ohne wir weiter etwas zu rauben, oder zu beschädigen; einige dankten sogar für gute Aufnahme, und baten mich wegen des Vorgefallenen um Verzeihung.

Sehen Sie, lieber Landrichter! daß das Gebet wirklich große Wirkung gethan hat? Hätte ich meinem Fleische und Blute gefolgt, so wäre ich davon gegangen, und dann würde mir alles geraubt, und was nicht geraubt werden konnte, verwüstet worden sein; oder der Major wäre bei mir aufgelebt, ich hätte meine Bauern aufgeboten und mich zu vertheidigen gesucht, so würde der Tod einiger meiner Leute, vielleicht mein eigener, und die Anzündung meines Gutes und Dorfes die Folge davon gewesen sein. Oder ich wäre geblieben, hätte mich nicht vertheidigt, hätte aber meine Sachen zu verstecken gesucht, hätte nichts gegeben, sondern mir nur nehmen lassen, so würde ich auch weit mehr verloren haben. Da ich aber so viele Gegenwart des Geistes,

so viel Dahingebung bewies, so rettete ich weit mehr, als ich verloren habe. Und diese Gegenwart des Geistes, diese Hingebung war eine Wirkung des Gebets. Nur der Glaube, daß bei meiner Plünderurg mein himmlischer Vater wirke, der sogleich meine Seele ergriff, als sie sich den Vater im Himmel lebhaft dachte, konnte mich zu dieser Handlungsart stärken.

Und nun, da ich einige tausend Thaler verloren habe, freue ich mich, wie ein Kind, über das, was ich dabei gewonnen habe. Mein äußerlicher Zustand hat zwar etwas gelitten, aber mein innerer Mensch hat sehr dabei gewonnen. Mein Vertrauen auf Gott ist dadurch noch mehr gestärkt worden.

L. Ich will den Herrn Major in Ihrem Glauben nicht irre machen.

M. Das können Sie auch nicht, und wenn Sie noch mehr Spitzfindigkeiten vorbrächten. Unsere Sache ist also nun abgethan. Ich ließ Sie kommen, um Sie ganz zu retten. Meine Ihnen zugedachte Rettung ist aber wie die Cur eines gewissenhaften Arztes, der durch den Gebrauch innerer Mittel seinen Kranken wieder herzustellen sucht. Veränderung der Lage, Unterstützung mit Gelde, helfen wie die Salben und Umschläge der Quacksalber, die zwar den Schmerz auf einige Zeit stillen, aber ihn nicht heben können.

Um aber ihre Leiden für den ersten Augenblick zu mildern, gebe ich Ihnen hier zwei Thaler. Ein Mehreres zu thun bin ich jetzt nicht im Stande. Ziehen Sie hin in Frieden! Sie haben Gott verlassen, er aber verläßt Sie nicht. Der Raub Ihres Vermögens war ein bedeutender Schlag von seiner Vaterhand. Daß Sie zu mir kamen, war seine Schickung; und was Sie aus meinem Munde hörten, war des himmlischen Vaters Stimme. Diese Vaterhand

wird Sie noch weit empfindlicher schlagen, und von mehreren Orten her werden Sie des Vaters Stimme hören. Wenn Sie seine Stimme hören, so verstocken Sie Ihr Herz nicht.

Der Landrichter war durch diese nachdrückliche Rede so verwirrt gemacht, daß er eine Verbeugung machte, einige Worte, in denen kein Zusammenhang war, stammelte und sich empfahl.

Der Major sah ihm durch das Fenster nach und seufzte: verwirf ihn nicht von deinem Angesicht! Dann griff er die Geschäfte an, die die Tagesordnung mit sich brachte.

Herr Pappel wandelte aber seinen Weg, wie ein Betäubter. Die Rede des Majors hatte ihre Wirkung nicht verfehlt. So wie nach einem Gewitterregen sich viele Keime entwickeln, die lange wie erstorben in der Erde lagen, so lebten auch jetzt, da er durch des Majors Rede war erschüttert worden, die Grundsätze wieder bei ihm auf, die einst Spalding*) seinem jugendlichen Herzen einzuprägen suchte.

Da aber die Lehre von Gott, die ihm späterhin ein verblendeter Professor auf der Universität vortrug, schon zu tief bei ihm Wurzel gefaßt hatte, so wurden jene Grundsätze bald durch sie erstickt. Er suchte sich ihrer als Grillen zu entschlagen, und überlegte, wie er es einrichten wolle, daß er mit seinen 2 Thalern R.... erreichen könnte, wo seit zwei Jahren seine Mutter als Wittwe lebte.

Auf dem Wege fand er nichts, das ihn hätte aufheitern können, wohl aber Gegenstände genug, die seinen ohnedieß schon kleinmüthigen Geist noch mehr niederbeugen mußten. — Pferde, die unter der übermäßigen Anstrengung niederfielen; zerbrochene Karren; Bauern, die mit Peitschenhieben

*) Ein sehr würdiger Religionslehrer, der in Berlin lebte.

ihr Zugvieh antreiben mußten, die Habseligkeiten, die ihnen waren geraubt worden, fortzuschaffen; bleiche Gestalten, die kaum noch vermögend waren, die vom Hunger entkräfteten Glieder zu schleppen; verwüstete Dörfer; übermüthige Sieger. Bitter lächelnd blieb er stehen, als er einen Bauer mißhandeln sah, dessen Zugvieh, trotz aller Peitschenhiebe, trotz aller Anstrengung, den schwerbeladenen Karren weiter zu ziehen nicht vermögend war. Jetzt wünschte ich, dachte er, den Major Ehrenfest hierher, um zu sehen, was sein Glaube zu diesen Greuelscenen sagen würde.

Als er drei Meilen zurückgelegt hatte, zwang ihn der Hunger, in einem Dorfe einzukehren und Brod zu suchen. Aber es war nicht zu haben. Durch vieles Bitten erhielt er zwei Kartoffeln, die er mit sechs Groschen bezahlen mußte.

Mit dieser kümmerlichen Mahlzeit mußte er sich begnügen, bis er das Städtchen X erreichte.

Hier kehrte er in einem Gasthofe ein, wo ihm aber von dem Wirthe sogleich angedeutet wurde, daß er nichts geben könne, als — eine Mehlsuppe.

Indem diese aufgetragen wurde, traten auch zehn gefangene Preußen in die Stube, die mit wilden gierigen Blicken nach der Suppe sahen. Theils Hunger, theils die Besorgniß, daß die Suppe von den ausgehungerten Ankömmlingen ihm möchte entrissen werden, nöthigte ihn, sie mit der größten Eile zu verzehren.

So kläglich auch seine Lage war, so schien sie doch den Gefangenen, die zwölf Stunden marschirt waren, ohne einen Bissen zu genießen, beneidenswerth; einige von ihnen rangen die Hände, und klagten über Hunger, andere brüllten zum Fenster hinaus: Brod! Manche verfluchten in den fürchterlichsten Ausdrücken ihr Schicksal, manche drohten den Wirth

zu ermorden, wenn er nicht augenblicklich Essen herbeischaffte. Ich kann euch nichts geben, sagte dieser kaltblütig, denn ich habe selbst nichts. Nur ein einziger bejahrter Corporal saß ganz stille mit gefalteten Händen in einem Winkel, und blickte bisweilen in die Höhe, als wenn er von oben herab Hülfe erwartete.

Unterdessen hatte der Wirth die Noth dieser Unglücklichen bekannt gemacht, und einige mitleidige Bürger bewogen, für sie eine Mahlzeit zu bereiten.

Da die Verzweiflung auf's Höchste gestiegen war, so traten ein Paar Weiber herein, die eine mit einer Schüssel voll Suppe, die andere mit einer Schüssel voll Kartoffeln.

Kaum waren sie vermögend die Schüsseln auf den Tisch zu bringen, vor dem heftigen Gedränge der Hungrigen.

Da sprang auf einmal der alte Corporal auf und rief mit starker Stimme: Halt Kameraden! Wollt ihr wie das unvernünftige Vieh über das Essen herfallen? Ohne Tischgebet? Wir haben alles verloren, König, Weiber, Kinder, Vaterland, alles verloren; Niemand ist uns geblieben, als der Vater im Himmel — wollt ihr den auch verlassen? Laßt uns ein andächtiges Vater unser beten. Und nun erhob er seine Stimme, und betete mit sichtbarer Rührung: Vater unser, der du bist im Himmel.

Ungefähr ein Drittheil von der Tischgesellschaft schien an dem Gebete Theil zu nehmen, die andern hatten ihre Augen in der Schüssel, und warteten gierig auf das Ende des Gebets. Sobald das Amen gesprochen war, hob der Corporal die Hand in die Höhe und rief: halt! soll ich Ordnung machen, oder die französische Wache?

Mach' du Ordnung! sagten einige.

Setzt euch, kommandirte er, und sie setzten sich, und

nun fuhr er fort: Herr Wirth! sei Er so gut und bringe Er uns, so geschwind als möglich, zehn Löffel.

Der Wirth sprang fort, kam bald mit fünf Löffeln zurück und sagte: mehr habe ich nicht, und wenn ihr mir das Leben nehmt.

Neun Arme streckten sich nach den Löffeln aus, aber der zehnte, der Arm des Corporals, drang durch und nahm die Löffel mit einander.

Hier ist kein anderer Rath, sagte er, als daß wir wechselsweise die Löffel nehmen. Hier theile ich die fünf Löffel unter Fünfe aus, davon nimmt jeder zehn Löffel voll Suppe, und dann bekommen die andern fünfe die Löffel und nehmen eben so viel. Sobald einer mehr als zehn Löffel voll nimmt, so rufe ich die Franzosen zu Hülfe.

Die Drohung that ihre Wirkung. Die Löffel gingen nach der Vorschrift herum, bis die Suppenschüssel ausgeleert war. Dann wurden die Kartoffeln ausgetheilt, und jeder bekam davon so viel, daß er vollkommen gesättigt wurde.

Herrn Pappel war das andächtige Vater unser des Corporals auf das Herz gefallen; er rieb sich die Stirn, setzte sich in einen Winkel und schlief ein.

Das Geräusch, das enstand, als die Streue gemacht wurde, weckte ihn auf. Er suchte einen Platz auf derselben, mußte aber, da die Gefangenen auf derselben kaum Raum hatten, die Nacht auf der Bank zubringen.

Den folgenden Morgen hatte die Bürgerschaft wieder ein Frühstück für die Gefangenen bereiten lassen, nach dessen Genuß sie abgeführt wurden. Einige von ihnen fluchten, wie Verzweifelnde, andere rangen wehmüthig die Hände, noch andere gingen ab, so fühllos wie der Stier, wenn er in das Schlachthaus geführt wird, der Corporal trat mit

stiller Hingebung seinen Weg an und sagte: ob ich auch wandele im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du mein Gott bist bei mir.

Herr Pappel bekam nun auch ein kärgliches Frühstück, wofür er, mit Einschluß des Nachtbrodes und Nachlagers, einen Thaler zahlen mußte.

Mit leichtem Beutel und schwerem Herzen setzte er seinen Stab weiter. Der Corporal schwebte ihm immer vor Augen; sein ganzes Benehmen hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht — und beinahe hätte er geglaubt, daß seine Stimme eine von den Stimmen Gottes sei, von welchen der Major ihm gesagt hatte, daß er sie hören würde.

Unterdessen suchte er sich dieser Grillen zu entschlagen und überlegte nur, wie er es anfangen wolle, daß er mit seinen wenigen Groschen zu seiner Mutter kommen könne. Viel Hülfe war hier freilich auch nicht zu erwarten, da sie eine unbegüterte Wittwe war, die wahrscheinlich auch durch den verwüstenden Krieg viel gelitten hatte.

Nachdem er sechs Stunden gegangen war, zwang ihn der Hunger in einem Dorfe einzukehren, wo er zur Stillung desselben nichts, als ein Stück grobes Brod nebst einem Glase Branntwein bekommen konnte, welches er mit zwölf Groschen bezahlen mußte.

Nun war er noch acht Stunden vom Ziele seiner Reise entfernt; das Reisegeld war aufgezehrt, sich welches zu erbitten, konnte er sich nicht entschließen, theils, weil es sein Ehrgefühl nicht erlaubte, theils weil er voraussah, daß in einer Gegend, deren Bewohner selbst mit dem Hunger kämpften, von ihrer Mildthätigkeit wenig zu erwarten sei.

Mit Einbruche der Nacht traf er endlich, von Hunger und Müdigkeit entkräftet, in R.... ein, und wankte nach

der Wohnung seiner Mutter zu. Man stelle sich aber sein Entsetzen vor, als ihm, bei seiner Ankunft, eine Leiche aus dem Hause entgegen getragen wurde.

Wen begräbt man hier? fragte er die Träger.

Die Frau Stadtschreiberin Pappel, erhielt er zur Antwort.

Wen? meine Mutter? rief er, und folgte mit lauter Wehklage dem Sarge bis zur Gruft, in welche er gesenkt wurde.

Sie sind also wohl der Herr Landrichter Pappel? fragte eine hagere schwarz gekleidete Gestalt. Ich bin der Hauswirth Ihrer seligen Frau Mutter, der Schneider Riß. Sie hat in ihrer Krankheit viel von Ihnen gesprochen, und sich sehr nach Ihnen gesehnt. Wenn Sie doch nur zwei Tage eher gekommen wären!

P. Ich kann doch wohl in ihre Stube kommen und ihre Verlassenschaft in Besitz nehmen?

R. Die Stube ist versiegelt, und ihre Verlassenschaft reicht nicht hin, ihre Schulden zu bezahlen.

P. Also hat sie in ihren letzten Tagen Noth gelitten?

R. Die bitterste Noth. Sie wurde rein ausgeplündert. Den Schrecken, den sie dabei ausstand, griff sie so an, daß sie bettlägerig wurde, und während des Krankenlagers hat sie alles zugesetzt, was ihr von der Plünderung übrig war.

Einige Minuten stand Herr Pappel sprachlos da, dann fuhr er auf: Aber wo soll ich diese Nacht bleiben? Ich kann doch nicht unter freiem Himmel liegen?

R. Wir haben zwei hübsche Gasthöfe hier.

Dieß konnte Herr Pappel als bekannt voraussetzen. Die Frage war aber nur, woher er Geld nehmen solle, um im Gasthofe bezahlen zu können. Um aber seine Verlegenheit nicht merken zu lassen, fragte er: welcher von den beiden Gasthöfen ist denn der beste?

R. Doch wohl der Greif.

P. Ist er weit von hier?

R. Sie gehen hier durch die Straße, dann schlagen Sie sich linker Hand, da kommt die neue Gasse, am Ende derselben ist der Greif.

P. Ach das ist für mich viel zu weit. Ich bin so müde, daß ich kaum noch auf den Füßen mich erhalten kann. Ueberdieß ist es dunkel, ich weiß mich nicht zu finden.

R. Wenn Sie mit einem Strohlager fürlieb nehmen wollen, so könnte ich Ihnen ja wohl in meinem Hause Quartier geben.

P. Ich kann auch auf der bloßen Erde liegen, und nehme Ihr Anerbieten mit Dank an.

So wankte er denn an des Schneiders Seite nach dessen Hause zu, und nahm, sobald er in die Stube getreten war, von dem daselbst befindlichen Lehnstuhle Besitz. Meister Riß unterhielt ihn nun mit einer weitläufigen Erzählung von den mancherlei Drangsalen des Kriegs, die er ausgehalten, von dem Beistande, den er der seligen Frau Stadtschreiberin geleistet, und von dem, was sie in ihrer Krankheit gesprochen hatte.

Herr Pappel vernahm von dieser ganzen Erzählung sehr wenig, weil seine Aufmerksamkeit auf eine weit wichtigere Angelegenheit gerichtet war, auf — die Abendmahlzeit, die sein Magen mit der größten Heftigkeit forderte. Er sah sich daher jedesmal nach der Thür um, wenn sie geöffnet wurde, in der Meinung, daß seines Magens Forderung werde befriedigt werden. Aber immer wurde er getäuscht. Am Ende setzte sich die Frau Rißin ganz ruhig hin und strickte. Meister Riß aber brachte, statt der ersehnten Mahlzeit — eine Rechnung. Hier, sagte er, lieber Herr Landrichter! ist auch

eine kleine Rechnung für die selige Frau Stadtschreiberin. Sie beträgt nur 5 Thlr. 12 Gr. Wollen Sie nicht die Güte haben, sie zu bezahlen?

P. Ich bezahlen? Ich habe keine fünf Groschen bei mir.

R. Sie werden doch Ihre Frau Mutter nicht unter der Erde beschimpfen?

Hierauf erfolgte von beiden Seiten ein Stillschweigen von ein Paar Minuten, der Schneider warf auf seinen Gast einen hämischen Blick, seine Frau schob ihren Stuhl unwillig znrück, und Herr Pappel? Dieser überlegte, wie, unter solchen Umständen, seines Magens Forderung befriedigt werden könne. Er glaubte seinen Wirth nun zu kennen. Statt also seine bejammernswerthe Lage zu schildern, schlug er einen andern Weg ein. Meister Riß, Sie scheinen wegen der Bezahlung Ihrer kleinen Rechnung verlegen zu sein. Wäre nicht die Extrapost, mit welcher ich ausfuhr, von Marodeurs angefallen, und ich rein ausgeplündert worden, so würde ich diese Rechnnng sogleich bezahlen. Sie soll aber demohngeachtet, so wie alle Schulden meiner guten Mutter, bezahlt werden. Ich trete jetzt die Stelle als Landrath in P. an, die mir jährlich wenigstens 2000 Thaler einbringt. Hat Ihnen meine Mntter davon nichts gesagt?

R. Nicht ein Wort.

P. Auch nicht von der reicheu Heirath, die ich thue.

R. Auch nicht.

P. Da müssen meine Briefe unterschlagen worden sein. Es ist mir schon mit mehreren so gegangen. In diesen unruhigen Zeiten kann man den Posten keinen Brief mehr anvertrauen.

R. Um Vergebung! wen werden der Herr Landrichter heirathen?

P. Die zweite Tochter des Kaufmanns C. zu Berlin.

R. Des Kaufmanns C.? Ei da thun Sie eine gute Partbie. Das ist ja eines der ersten Häuser in Berlin. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen mit dieser Rechnung beschwerlich gefallen bin. Es hat damit keine Eile. Wenn ich die Zahlung auch erst nach einem Jahre erhalte, so bin ich zufrieden.

P. So lange sollen Sie nicht warten. Sobald ich Hochzeit gehalten habe, erhalten Sie nicht nur die Bezahlung Ihrer Rechnung, sondern auch noch einen Beweis meiner Dankbarkeit für das, was Sie an meiner guten Mutter gethan, und für die Güte, mit welcher Sie mich aufgenommen haben.

Aber, lieber Freund! Wollen Sie mir nicht eine Abendmahlzeit geben, mich hungert fürchterlich.

R. Sie haben nicht gegessen? Warum haben Sie es mir denn nicht sogleich gesagt? Frau! trage doch sogleich auf, was deine Speisekammer vermag.

Die Frau eilte fort, und trug wirklich auf, was die Speisekammer vermochte. Das war nun freilich nicht viel, aber doch hinlänglich, um den ausgehungerten Wanderer zu sättigen. Auch wurde zur Stillung des Durstes noch Bier aufgetragen.

Diese Mahlzeit und die Nachricht von Herrn Pappels reicher Heirath hatte nun der ganzen Gesellschaft eine fröhlichere Stimmung gegeben. Es wurde von Staatsangelegenheiten gesprochen, und Deutschlands bevorstehendes Schicksal genau bestimmt. Herr Pappel hatte Nachricht von den furchtbaren Rüstungen der Russen, von 150,000 Oesterreichern, die zu Gunsten Preußens marschirten, und von einer starken Landung, die die Engländer an der Elbe thun würden.

Während der Zeit, daß diese furchtbaren Unternehmun-

gen vor sich gingen, bereitete Frau Riß Herrn Pappels Lager, nicht von Stroh, sondern von Betten.

Auch den folgenden Tag dauerte die gute Stimmung fort. Nachdem Herr Pappel ein reichliches Frühstück genossen hatte, bat ihn sein Wirth, vier Thaler als einen Vorschuß zur Fortsetzung seiner Reise anzunehmen.

Herr Pappel war so gefällig die Bitte zu gewähren, versprach, gleich die Woche nach seiner Hochzeit alles reichlich wieder zu bezahlen, und so schieden beide vergnügt von einander.

Herr Pappel war vorzüglich vergnügt, daß ihm sein Pfiff, wie er es nannte, so wohl gelungen war, und die Eindrücke, die der Major und der Corporal auf sein Herz gemacht hatten, verloren sich. In dem nächsten Wirthshause glaubte er seinem ausgemergelten Körper eine kräftigere Mahlzeit, als er bisher genossen hatte, schuldig zu sein, und ließ sie sich reichen. Dieß that er auch auf den folgenden Stationen. Dadurch wurde nun zwar sein Körper gestärkt, aber sein Beutel so mitgenommen, daß, als er den dritten Tag seine Herberge verließ, seine ganze Baarschaft aus zwei preußischen Groschen bestand.

Die Wirkung seines Pfiffs war beendigt, und sein Elend stieg fast mit jedem Tage höher. Die dürftige Kleidung bekam noch mehr Risse, die Schuhe wurden sohlenlos, das Hemde, das er noch nicht hatte wechseln können, wurde gänzlich eingeschwärzt, und es fand sich nach und nach die ekelhafte Einquartierung ein, die bei Bettlern und unreinlichen Leuten nie zu fehlen pflegt. Er war nun ganz zum Straßenbettler herabgesunken, und ging als solcher von Haus zu Haus, um Almosen zu suchen. Oft wurde er ab-

gewiesen, bisweilen erhielt er sie in Hellern, und fast immer mußte er die empfindlichsten Demüthigungen aushalten.

Anfänglich kränkten sie ihn tief, so wie ihn die Lebhaftigkeit, die in seinen Kleidern sich äußerte, beunruhigte. Bald wurde sein Gefühl aber so abgestumpft, daß er beides nicht mehr achtete, und den Titel eines faulen Tagediebs annehmen konnte, ohne daß ein Tröpfchen Galle, mit welcher er sonst reichlich gesegnet war, sich in seinen Magen ergossen hätte.

Jetzt fehlten ihm noch ein Paar Spießgesellen, die ihn mit den Geheimnissen der Bettlerzunft bekannt gemacht hätten, so würde er sorgenlos Deutschland von einem Ende zum andern haben durchstreifen können; aber es fand sich ein neues Leiden für ihn ein, das, trotz seines Stumpfsinnes, ihn schrecklich angriff — die Ruhr — die Folge der Erkältung. Die zwei letzten Tage war er bei ununterbrochenem Regenwetter gereist, und hatte die Nächte auf bloßem Stroh zugebracht, ohne die nassen Kleider wechseln zu können. Mit übermäßiger Anstrengung setzte er seine Reise fort, um Berlin zu erreichen, wo er seiner Leiden Ende zu finden glaubte. Als er es aber vor sich liegen sah, und nur noch eine halbe Stunde weit davon entfernt war, verließen ihn seine Kräfte, und er sank halb ohnmächtig an der Landstraße nieder.

Viele Mitmenschen, theils farbig, theils schwarz gekleidet, sahen ihn und gingen vorüber. Endlich kam der Schuhmacher, Meister Absatz. Ihm fehlten freilich die tiefen Einsichten in die Natur und das Wesen der Gottheit, deren mancher eingebildete Schein-Weise sich rühmt; aber die Schuhe und Stiefeln, die er verfertigte, waren gut, und seine Religion hatte zwar wenig Ansehen von Gelehrsamkeit,

aber desto mehr Einfluß auf seine Art zu denken und zu handeln. Sobald er Herrn Pappel liegen sah, hielt er sich für verbunden, für ihn Sorge zu tragen.

Landsmann! sagte er, Er scheint krank zu sein.

R. Todkrank! und von aller Welt verlassen.

A. Von aller Welt verlassen zu sein — das ist nun eben kein großes Unglück. Wenn Gott uns nur nicht verläßt. Und dieser verläßt uns nicht, wenn wir ihn nur nicht verlassen.

Wäre Herr Pappel sich seiner bewußt gewesen, so würde diese Rede ihm auf's Herz gefallen sein. Aber er lag fast ohne Bewußtsein da. Meister Absatz fuhr fort: Ich werde Ihn zu retten suchen, lasse Er den Muth nicht sinken.

Auch diese Versicherung machte auf den Halberstorbenen wenig Eindruck.

Wäre Herr Pappel Meister Absatzens Vater oder Bruder gewesen, so hätte dieser sich seiner nicht thätiger annehmen können, als er wirklich that. Eigentlich war er in der Absicht ausgegangen, um im nächsten Wirthshause einen Krug Bier zu trinken; er kehrte aber sogleich um und ging, oder lief vielmehr, nach Berlin zurück, zeigte bei der Polizei den Fund an, den er an der Landstraße gethan hatte, und bewirkte dadurch, daß ein Karren mit einigen Schütten Stroh zu Herrn Pappels Abholung abgeschickt, und ihm die Aufnahme in ein öffentliches Krankenhaus zugestanden wurde.

Mit welcher Beruhigung konnte jetzt dieser ehrliche Mann zu seiner Familie zurückkehren, und wie mußte sein Schlaf, durch das Bewußtsein, eines Menschen Leben gerettet zu haben, versüßt werden! Dieß Bewußtsein hatte er aber noch nicht. Ihm war es wahrscheinlich, daß der Kranke diese Nacht sterben werde. Ob er in dem Kranken-

hause, oder an der Landstraße stirbt, dachte er, das kommt am Ende auf Eins hinaus. Wenn du ihn retten willst, so mußt du mehr thun. Er ging also zu dem Arzte, der die Aufsicht über den Theil des Krankenhauses hatte, in welchen Herr Pappel sollte gebracht werden, und — fand ihn nicht zu Hause, erfuhr aber das Haus, wo er sich in einem freundschaftlichen Zirkel befand. Er eilte dahin. Herr Doktor X. beschäftigte sich eben mit dem Kartenspiele, als er abgerufen wurde, und legte die Karte mit einigem Unwillen hin.

A. Herr Doktor! ich muß Sie sehr bitten, daß Sie sich sogleich in das Krankenhaus bemühen, und einem gefährlich Kranken beistehen, der eben dahin gebracht worden ist.

Dr. Ich war vor einer Stunde dort, und meine Geschäfte sind für diesen Tag geendigt. Morgen werde ich ihn aber besuchen.

A. Morgen! aber wollen Sie ihn denn retten?

Dr. Wenn es in meinen Kräften steht.

A. So müssen Sie gleich mit mir gehen, denn morgen wird von Rettung nicht mehr die Rede sein. Wenn nicht die schleunigste Hülfe geschieht, so stirbt er diese Nacht.

Dr. Das muß ich mir gefallen lassen. Aber wer hat Ihm den Auftrag gegeben, mich außer der Zeit abzurufen?

A. Gott.

Dr. Gott? Er ist also wohl ein Inspirirter?

A. Sie thun mir zu viel Ehre an, Herr Doktor. Ich habe den Mann halb todt an der Straße gefunden. Kein Mensch auf der weiten Welt war ihm so nah als ich, wer sollte sich also seiner annehmen?

Dr. Freilich Er.

A. Da sehen Sie es ja; das war ja eben so gut, als wenn der liebe Gott vom Himmel rief: Absatz, nimm dich dieses Menschen an. Ich kann Gottes Stimme nicht ungehorsam sein.

Dr. So ein Mann ist mir doch noch nicht vorgekommen. Gut! ich gehe mit; verziehe Er nur einen Augenblick.

Er ging wirklich mit, und da er bei seiner Ankunft den Kranken noch nicht in dem Hause fand, ließ er einstweilen ein Lager für ihn bereiten, und ein Hemde herbeibringen.

Jetzt wankte dieser an der Hand des Krankenwärters herein. Der Arzt erkundigte sich nach seinem Befinden, ließ ihm seine Lumpen abnehmen, ihn auf sein Lager bringen, verordnete die nöthigen Arzneien, gab dem Krankenwärter die erforderlichen Verhaltungsregeln, und ging dann zur Gesellschaft zurück.

Meister Absatz blieb aber so lange, bis der vom Arzte verordnete Thee gebracht wurde, und er gesehen hatte, daß der Kranke ihn zu sich nahm.

Jetzt erst ging er mit dem seligen Bewußtsein fort, daß er wenigstens gethan habe, was ihm möglich war, um eines Menschen Leben zu retten.

Auch den folgenden Tag ging er, um Herrn Pappel zu besuchen, und fand zu seiner großen Freude, daß er sich weit besser befand, als gestern. Herr Pappel wußte nicht, wie er in das Krankenhaus gekommen sei, kannte also auch seinen Wohlthäter nicht. Der Krankenwärter machte ihn darauf aufmerksam, und nun sah er ihn an, und sagte: ich danke herzlich.

Meister Absatz, der keinen Dank verlangte, empfahl sich und wünschte ihm gute Besserung.

Noch ein Wort, rief Herr Pappel, als Meister Absatz schon die Stubenthür in der Hand hatte.

A. Was steht zu Diensten?

P. Da Sie ein so guter Mann sind, so retten Sie mich ganz.

A. Wenn ich kann, mit Vergnügen.

P. O so erzeigen Sie mir doch die Gefälligkeit und gehen zum Kriegsrath R — p und sagen ihm, in welchen traurigen Umständen Sie seinen Freund, den Landrichter Pappel, gefunden hätten.

A. Ich gehe sogleich zu ihm.

Jetzt wurde Herrn Pappel das Herz leichter; der Arzt erleichterte es noch mehr, da er ihn besuchte, und ihm die Versicherung gab, daß er nun Hoffnung zu seiner Genesung habe.

Herr Pappel legte sich nun so, daß er die Stubenthür vor Augen hatte, und so oft diese sich öffnete, glaubte er, der Kriegsrath werde hereintreten.

Sie öffnete sich wohl vierzigmal, ohne daß ein Kriegsrath sichtbar wurde. Endlich öffnete sie sich wieder, und die Person, die herein trat, war — Meister Absatz.

Sind Sie bei dem Kriegsrathe gewesen? rief ihm Herr Pappel entgegen.

A. In seinem Hause.

P. Haben Sie ihn nicht getroffen?

A. Nein. Er war verreist.

P. Wohin?

A. Nach Mainz.

P. Wann kommt er zurück?

A. Vielleicht nie.

P. Nie? Wie verstehen Sie das?

A. Eigentlich ist er durch die Franzosen abgeführt worden, weil man ihn einer verdächtigen Correspondenz beschuldigte.

P. Nun so bin ich verloren. Auf diesen Mann hatte ich mein ganzes Vertrauen gesetzt.

A. Ihr ganzes Vertrauen auf einen Kriegsrath gesetzt? Haben Sie denn den Spruch nicht gelernt: es ist gut auf den Herrn vertrauen, und sich nicht verlassen auf Menschen? Statt zu antworten, hüllte Herr Pappel sein Gesicht in das Kopfkissen, und Thränen entflossen seinen Augen.

Meister Absatz schlich sich fort.

Jetzt war der Landrichter ganz trostlos, da ihm auch die letzte Stütze, auf die er sich verließ, war entrissen worden. Unter dem schmerzhaftesten Drucke der Dürftigkeit, der Demüthigungen, des Hungers, der Blöße, der Krankheit hielt ihn noch aufrecht der Glaube — an Gott? nein, an den Kriegsrath R — v. Er war ein begüterter, vielgeltender Mann und noch von der Universität her sein vertrautester Freund. Kommst du zu diesem, dachte er, so bist du gerettet. So dachte er auch noch, da er kraftlos an der Landstraße niedersank.

In diesem Zustande der Trostlosigkeit that er einen Seufzer, ach Vater! und gleich wiederholte er ihn, mit dem Zusatze: Vater unser, der du bist im Himmel!

Diese Vorstellung war mehreremale durch seine Seele gegangen, in der Kindheit, in den spätern Jahren, wenn er des Wohlstandes wegen bisweilen an dem öffentlichen Gottesdienste Theil nehmen mußte, aber ohne eine Wirkung zu hinterlassen. Sein Herz glich einem dürren Boden, in welchem das Samenkorn unentwickelt vermodert. Jetzt

aber, durch die durchgreifendsten Widerwärtigkeiten mürbe gemacht, glich es einem Lande, das durch einen Gewitterregen erweicht ist. Das Samenkorn fiel hinein, entwickelte sich und wurzelte.

Der Gedanke, Vater — Vater im Himmel, hatte für ihn so etwas anziehendes, daß er sich desselben nicht wieder entschlagen konnte. Den ganzen Tag, unter den mancherlei Auftritten, die in der Wohnung des Jammers vorfielen, hielt er ihn fest. Sobald aber die Nacht eine allgemeine Stille herbeiführte, wurde er recht lebendig.

Herr Pappel hatte jetzt Muße seine ganze Lebensgeschichte zu übersehen, und glaubte darin allenthalben Spuren der Vaterliebe zu finden, die ihn zum Nachdenken zu bringen und zum Vater zurückzuführen suchte. Mit Wehmuth beherzigte er es, daß er so lange gelebt und gehandelt habe, ohne auf den Vater und seinen Willen Rücksicht zu nehmen; aber eine süße Ahnung, daß der Vater das zurückkehrende Kind nicht verstoßen werde, beruhigte ihn. Am Ende kam er zu der festen Ueberzeugung, daß unter allen Wohlthaten, die ihm der Vater erzeigt habe, dieses die größte sei, daß er ihn so tief, bis zum Abgrunde des menschlichen Elendes habe sinken lassen. Alle diese Gedanken waren ganz dunkel, mehr Gefühl, mehr Wirkungen der Einbildungskraft, als deutliche Vorstellungen des Verstandes. Sie hatten aber auf ihn den wohlthätigsten Einfluß: — Ruhe und Hoffnung führten sie in seine Seele zurück. Diese ruhige Stimmung trug ohne Zweifel vieles zu seiner baldigen Genesung bei. Den zwölften Tag nach seiner Ankunft kündigte ihm schon der Arzt an, daß nun die Cur vollendet sei, und er das Krankenhaus wieder verlassen könne.

So erfreulich für ihn diese Ankündigung von der einen

Seite war, so niederschlagend war sie für ihn von einer andern. Bis jetzt war doch für seine nöthigsten Bedürfnisse gesorgt gewesen, jetzt sollte er nun, von Kleidung und Geld entblößt, ausgehen und sein eigener Versorger sein. Allein sein Glaube an den Vater im Himmel hatte schon so viel Kraft, daß er ihn vor Kleinmuth bewahrte, und ihn hoffen ließ, wo dem Anschein nach nicht zu hoffen war.

Meister Absatz, ob er gleich fortgeschlichen war, ohne sich mit Herrn Pappel auf weitere Erörterungen einzulassen, hatte doch mit ihm inniges Mitleiden; und in der Ueberzeugung, daß Gott denselben an ihn gewiesen habe, glaubte er sich für verbunden, für seine Rettung auf's Möglichste thätig zu sein. Herr Pappel empfand davon bald die Wirkung. Da der Tag anbrach, an welchem er die Wohnung des Elends verlassen sollte, erwachte er mit wehmüthigen Gefühlen, legte — sein Schicksal in die Hände des himmlischen Vaters, und bat den Krankenwärter, ihm die Lumpen wieder zu bringen, die er bei seiner Ankunft hatte ablegen müssen.

Sie sollen gleich da sein, antwortete er, und kam bald mit einem Korbe zurück, in dem sich drei feine Hemden, und ein neuer Anzug vom Hute bis zu den Schuhen befanden.

Erstaunt heftete Herr Pappel seine Augen darauf, und sagte: es ist vielleicht ein Irrthum? das sind nicht meine Kleidungsstücke.

Sie gehören allerdings Ihnen, antwortete der Krankenwärter; es hat sich Jemand den Spaß gemacht, die Ihrigen dagegen einzutauschen.

Herr Pappel war bereits so umgestimmt, daß er anfing, seine Schicksale in Beziehung auf Gott zu betrachten, und

nahm also dieß Geschenk, mit herzlichem Danke, als eine Gabe Gottes an.

Sie war es allerdings; aber die Mittelsperson, deren sich Gott hierzu bedient hatte, war — Meister Absatz. Seine Kräfte reichten freilich nicht zu, selbst so viel zu geben; er hatte aber eine eigene Art von Beredsamkeit, deren er sich bediente, Andere zu bewegen, das für ihn zu thun, was seine Kräfte überstieg.

Sobald er von Herrn Pappels Genesung Nachricht erhielt, ging er zu seinem Retter, dem Arzte, drückte ihm herzlich die Hand und dankte ihm, daß er seine Bitte habe lassen Statt finden, und sich des armen Mannes so thätig angenommen habe. Aber nun, fuhr er fort, habe ich noch eine Bitte an Sie, die Sie mir nicht abschlagen dürfen. Sehen Sie, der liebe Gott hat nun einmal diesen Mann an Sie gewiesen — retten Sie ihn ganz! der Mann ist ohne Wäsche, Kleidung, Geld — was soll er nun anfangen, wenn er das Krankenhaus verläßt? Retten Sie ihn! Gott hat Sie zu seinem Retter bestimmt.

Arzt. Wie kann ich das?

Abs. Das ist Ihnen etwas Leichtes. Sie sind ein Mann, der in den vornehmsten und reichsten Häusern bekannt ist — wie wäre es, wenn Sie eine Schrift aufsetzten, Herrn Pappels Noth vorstellten und Ihre Bekannten ersuchten, zu seiner Bekleidung etwas zusammen zu legen. Wenn ich es thun wollte, so würde es nichts helfen — wer wird auf die Vorstellung eines armen Schuhmachers achten? Aber wenn der angesehene, berühmte Herr Doktor —

Arzt. Gut! Gut! lasse Er seine Complimente weg! Ich will sehen, was ich für den armen Mann thun kann. Nach zwei Tagen hole Er Antwort.

Nach zwei Tagen kam Meister Absatz, um Antwort zu holen; er erhielt sie, und zwar eine so wichtige, daß er davon Herrn Pappels neue Kleidung besorgen konnte. Da diese war überbracht worden, zogen sich beide, der Arzt und Meister Absatz, zurück, um Herrn Pappel den Dank zu ersparen.

Dieser lebte von neuem auf, da er sich nach langer Zeit wieder in weißer Wäsche und reinlicher Kleidung erblickte, und, da er die Hände in die Taschen steckte und in der einen Taschentücher, in der andern einen Beutel mit Geld fühlte, war er bis zu Thränen gerührt. Er zog den Beutel und drückte, mit der Empfindung des herzlichsten Danks, dem Krankenwärter einen Thaler in die Hand!

Jetzt ging er aus, um seine alten Freunde zu besuchen, fand sie aber alle sehr niedergeschlagen; einer hatte sein Amt verloren, der andere hatte es nur halb noch, indem ihm die Arbeit gelassen und die Besoldung entzogen worden war; ein dritter klagte über die Last der Einquartirung, die ihm einen solchen Aufwand verursache, daß er schon jetzt in Schulden sitze, die sich mit jedem Tage vergrößerten. Nichts fand er bei seinen Freunden, als eine Theilnahme an seinem Schicksale, die aber nicht so herzlich war, als sie es würde gewesen sein, wenn nicht das Gefühl eigener Noth das Gefühl für fremde Leiden abgestumpft hätte.

Er nahm sein Quartier in einem Gasthofe und setzte eine rührende Bittschrift an die preußische Regierung auf, in welcher er seine traurige Lage lebhaft schilderte, und um baldige Anstellung flehentlich bat.

Nach zwei Tagen erhielt er die Resolution: „Wegen der Menge von Competenten kann Supplicanten nicht gewillfahret werden.“

Er setzte eine zweite auf, erhielt aber nach acht Tagen die nämliche Antwort. Unterdessen wurde sein Geldbeutel, wegen der außerordentlichen Theurung aller Lebensmittel, immer leichter, und er ahnete, daß er nach ein Paar Tagen ganz leer sein würde. Zwar bewahrte der Glaube, der nach und nach bei ihm auflebte, ihn vor Kleinmuth, so stark war er aber noch nicht, daß er ihn abgehalten hätte, Hülfe bei Menschen zu suchen, die doch nicht helfen können.

Er ging also wirklich zum Minister, um persönlich ihn um Gewährung seiner Bitte zu ersuchen. Dieser empfing ihn mit einem etwas finstern Gesichte, welches Herr Pappel wohl hätte vorhersehen können.

Was ist Ihr Begehr? fragte er ihn bei seinem Eintritt in das Zimmer.

P. Ich wollte nochmals unterthänig bitten, daß Sie doch die Gnade hätten —

M. Wozu das unterthänige Bitten um Sachen, die mir, bei der jetzigen Lage der Dinge, schlechterdings unmöglich sind.

P. Ich dächte aber doch —

M. Kein Wort mehr! Gott helfe Ihnen! Ich kann Ihnen nicht helfen.

Mit diesen Worten wendete er sich um und ließ den armen Pappel stehen, der durch diese Abfertigung sich ganz niedergeworfen fühlte. Er trat ab, und fand, als er in das Vorzimmer kam — den Herrn Major von Ehrenfest, vor dem er in der Betäubung vorbei ging, ohne ihn zu erkennen.

Dieser aber erkannte ihn und rief ihm nach: Herr Pappel! Er wandte sich um, und, da er seinen Wohlthäter nun auch erkannte, machte er ihm eine demüthige Verbeu-

gung und dankte ihm nochmals für die großmüthige Art, mit welcher er sich seiner in der Noth angenommen hatte.

M. Geht es Ihnen wohl?

P. Nicht zum Besten. Ich hatte meine Hoffnung auf Berlin gesetzt. Nachdem ich es unter Erduldung von Hunger, Kummer, Demüthigungen und Krankheiten erreicht habe, höre ich, daß der Mann, auf den ich mein Vertrauen gesetzt hatte, nach Mainz abgeführt ist. Ich suchte in zwei Bittschriften auf das wehmüthigste um eine Anstellung nach, und erhalte abschlägliche Antwort. Jetzt komme ich vom Minister; dieser hörte mich gar nicht an, sondern wies mich ab, ohne mir die geringste Hoffnung zu einer Anstellung zu machen. Ich bin wie betäubt — ich bin ganz niedergetreten.

M. Armer Mann! Das ist aber gewöhnlich das Schicksal solcher Personen, die zu stolz sind, sich vor dem Schöpfer Himmels und der Erden zu demüthigen, daß sie vor Menschen kriechen, und von ihnen Demüthigungen erdulden müssen.

P. Wahr! Wahr! Ich hoffe aber, daß dieß das letztemal sein soll, da ich vor Menschen gekrochen bin.

M. Nun? Wie verstehen Sie das? Sie wollen sich doch nicht etwa gar —

P. Entleiben? Nein, gnädiger Herr! das haben Sie von mir nicht zu besorgen. So tief wird mein Glaube mich nicht sinken lassen.

M. Glaube? an wen glauben Sie denn?

P. An den Vater im Himmel. Ja, gnädiger Herr! an den glaube ich herzlich und kindlich. Es ist alles eingetroffen, was Sie mir sagten. Ich habe seine Stimme gehört, seine Hand hat schwer auf mir gelegen — aber er sei gelobt! Er hat mich zur Besinnung gebracht. Der Funke der Religion, der in mein jugendliches Herz gelegt, aber

durch eine herzlose Vernünftelei gedämpft wurde, ist durch die Trübsale wieder angefacht worden, und —

Jetzt wurde der Major zum Minister gerufen und das Gespräch abgebrochen. Diesen Mittag, sagte der Major bei dem Weggehen, speisen Sie eine Suppe bei mir, im goldnen Engel, da wollen wir von dieser Angelegenheit weiter sprechen.

Pappel lebte bei dieser Einladung wieder auf, und ob ihm gleich bei seiner dießmaligen Lage eine gute Mahlzeit viel werth war, so sehnte er sich doch wirklich nach dieser nicht so sehr, als nach der Geistesnahrung, die er sich von der Unterredung mit dem Major versprach.

Dieser, der bei dem Minister lange aufgehalten wurde, und hernach noch ein anderes Geschäft zu besorgen hatte, fand bei seiner Rückkehr in den Gasthof seinen Gast, von dem er schon seit einer halben Stunde war erwartet worden. Er empfing ihn freundlich, aber doch mit sichtbarer Zurückhaltung.

Der alte Graukopf hatte die Menschen kennen lernen, und die Schlangengänge, auf welchem sie zu ihren Zwecken zu gelangen suchen, waren ihm nicht fremd. Deßwegen zögerte er immer eine geraume Zeit, ehe er einem Unbekannten sein ganzes Zutrauen schenkte, und war daher auch auf Pappels Bekehrung sehr mißtrauisch; er hielt sie für weiter nichts, als für eine Larve, unter welche er neue Wohlthaten zu erschleichen suchte.

Da aber Herr Pappel, während der Mahlzeit seine Reisebeschreibung und seine Schicksale im Krankenhause unbefangen erzählte, und dabei auch den Pfiff nicht vergaß, den er dem Meister Riß gespielt hatte, so bekam er Zutrauen zu ihm, und freuete sich herzlich über die heilsame Veränderung, die mit seinem Gaste vorgegangen war.

Nachdem über die Führungen Gottes Verschiedenes gesprochen worden, fragte der Major endlich: Sagen Sie mir aufrichtig, lieber Pappel, als Sie Ihre Stelle in Berlin niederlegen und nach Polen gehen wollten, haben Sie da Gott um Rath gefragt?

P. Ich wüßte nicht, wie ich dieß hätte anfangen sollen.

M. Ei! ei! einen so wichtigen Schritt zu thun, ohne Gott zu fragen, ob dieß sein Wille sei? Ich habe die Reise von meinem Landgute nach Berlin nicht zu machen getraut, ohne zuvor Gott zu fragen, ob dieß sein Wille sei; und Sie konnten Ihren Posten, auf den Sie Gott gestellt hatte, verlassen — ohne —

P. Sie wissen, gnädiger Herr! daß ich damals Gott noch nicht kannte; und hätte ich ihn gekannt, so würde ich doch nicht gewußt haben, wie ich ihn sollte um Rath fragen.

M. Ich halte viel auf die Bibel. Ich muß Ihnen freilich gestehen, daß ich davon das Wenigste verstehe — aber demohnergeachtet habe ich viel daraus gelernt. Immer war es mir merkwürdig, daß die biblischen Personen, wenn sie etwas Wichtiges unternehmen wollten, Gott um Rath fragten. Auch die Geschichte der heidnischen Völker versichert, daß Griechen und Römer, Gallier und Deutsche die Gewohnheit hatten, bei ihren Unternehmungen den Willen der Götter zu erforschen.

P. Erlauben Sie mir aufrichtig zu sein?

M. Ei das versteht sich.

P. So muß ich Ihnen sagen, daß ich alle Orakelsprüche und was ihnen ähnlich ist, für Täuschung halte.

M. Kann sein. Von vielen Antworten Gottes oder der Götter glaube ich es selbst. Ja, damit wir uns nicht

bei Nebendingen aufhalten, so will ich Ihnen zugeben, daß sie alle Täuschung waren.

P. Und doch?

M. Lassen Sie mich nur ausreden! Wenn ich solche Sachen lese, so habe ich immer meine eigenen Gedanken. Aus der fast allgemeinen Gewohnheit der Völker, bei ihren Unternehmungen die Gottheit um Rath zu fragen, scheint mir doch zu folgen, daß die Neigung, den Willen der Gottheit zu erfahren, den Menschen natürlich sein, daß sie in seine Natur gepflanzt sein müsse.

P. Dieß ist freilich wahr.

M. Und diese Neigung scheint mir sehr vernünftig zu sein. Da Sie, lieber Pappel, jetzt an den Schöpfer Himmels und der Erden glauben, so kann ich mit Ihnen schon etwas offener sprechen. Sie glauben doch wohl auch, daß wenn Gott Himmel und Erde hervorgebracht hat, er sein Werk nicht dem Zufalle Preis gegeben, sondern eine solche Einrichtung getroffen haben werde, daß darin Alles nach seinem Willen gehen müsse?

P. Das glaube ich von ganzem Herzen, und der Spruch, den ich in der Jugend lernte: kein Sperling fällt vom Dache, ohne eures Vaters Willen, ist mir jetzt, da ich wieder zum Nachdenken gekommen bin, viel werth.

M. Nun da müssen Sie mir auch zugeben, daß nichts gelingen kann, was der Mensch unternimmt, sobald es dem Willen Gottes entgegen ist; daß er also bei allen seinen Unternehmungen den Willen Gottes zu erfahren suchen muß.

P. So scheint es freilich. Wie ist es aber möglich, daß ich den Willen Gottes erfahren kann?

M. Möglich muß es wohl sein. Wie könnte Gott sonst von mir verlangen, daß ich auf seinen Willen Rück-

sicht nehmen soll, wenn es kein Mittel gäbe, ihn zu erfahren. Ich möchte Sie so gern ganz retten, unglücklicher Mann! Könnte ich es Ihnen recht begreiflich machen, wie man in jeder Lage Gottes Willen erfahren kann, so wären Sie gerettet.

P. O reden Sie weiter, Sie werden an mir einen sehr aufmerksamen Zuhörer haben.

Die Tafel wurde jetzt aufgehoben, und der Kaffee aufgetragen. Diese Pause benutzte der Major, um zu überlegen, wie er sich seinem Gaste verständlich machen könne.

M. Alles, was über diese Materie zu sagen wäre, kann ich Ihnen, lieber Freund, jetzt unmöglich mittheilen. Dazu ist die Zeit zu kurz — in einer halben Stunde reise ich ab. Ich will Ihnen also ganz kurz sagen, wie ich es zu halten pflege, wenn ich Gott um Rath frage. Ich sehe nicht nach dem Fluge der Vögel, noch nach der Leber des geschlachteten Thiers, wie man unter den Völkern des Alterthums zu thun pflegte, bediene mich nicht des Looses, noch achte ich auf Träume. Ich glaube, daß Gott das, was mir seinen Willen kund thun soll, mit mir selbst unzertrennlich verbunden hat; ich glaube, daß er durch meine Vernunft mir seinen Willen kund thut. Wenn ich zweifelhaft bin, ob ich etwas thun oder lassen soll, frage ich diese: was ist meine Pflicht? Sie gibt mir immer richtige Antworten. Weiß ich, was meine Pflicht ist, so glaube ich Gottes Willen zu wissen, oder ist es nicht Gottes Wille, daß wir unsere Pflicht thun sollen? Als ich z. B. zweifelhaft war, ob ich nach Berlin reisen, oder zu Hause bleiben sollte, so gingen mir allerlei Gedanken durch den Kopf — die Beschwerden der Reise — die damit verknüpften Kosten — mein Alter — die Feldarbeiten, die zu besorgen waren — alles dieß widerrieth mir

die Reise nach Berlin, und — ich wäre zu Hause geblieben, wenn ich mich nicht für verbunden gehalten hätte, zuvor Gott um Rath zu fragen.

Ich setzte mich also in meinen Lehnstuhl, dachte recht ernstlich nach: was ist jetzt deine Pflicht? und da mir meine Vernunft antwortete: es ist deine Pflicht zu reisen, weil du durch deine Reise dem Könige und Vaterlande einen wichtigen Dienst leistest, so klingelte ich dem Bedienten, ließ den Wagen anspannen, setzte mich ein und fuhr fort. Sie haben keine Vorstellung davon, lieber Pappel, mit welcher Freudigkeit man reist und arbeitet, wenn man überzeugt ist, daß man Gottes Willen thue. Die Furcht vor den Beschwerden der Reise, die Scheu vor den Reisekosten, die Besorgniß wegen meiner Gesundheit und der Bearbeitung meines Feldes, alles verschwand. Gott, dachte ich, dessen Willen du thust, wird alles gut machen. Jetzt habe ich nun die Freude, dem König und dem Vaterlande einen wichtigen Dienst geleistet zu haben, und — kehre vergnügt auf mein Landgut zurück.

P. Ja! Ja!

M. Nun?

P. Auf diese Art haben Sie nicht Gott, sondern Ihre Vernunft um Rath gefragt.

M. Die Vernunft ist ein Geschenk Gottes, die er uns zur Führerin auf den unsichern Wegen dieses Lebens gegeben hat. Ihre Stimme ist Gottes Stimme.

P. Auf diese Art hätte ich Gott auch um Rath gefragt, als ich zweifelhaft war, ob ich nach Polen gehen, oder im Vaterland bleiben solle. Ich fragte sie, und sie antwortete mir: gehe.

M. Aus was für Gründen?

P. Weil ich in Berlin nur 400 Thaler einzunehmen hatte, und die Stelle, die ich in Polen bekam, 800 Thaler eintrug. Meine Vernunft sagte mir, es sei Pflicht, seinen Zustand zu verbessern. Folglich —

M. Folglich, meinen Sie, wäre dies Gottes Wille gewesen. Ich glaube es noch nicht, weil ich noch nicht überzeugt bin, daß das Ding, das ihnen diesen Rath gab, die Vernunft gewesen sei. Es ist mit der menschlichen Vernunft eine eigene Sache. Sie kommt mir vor wie ein Mann, der unter dem Pantoffel steht. Die Frau hat auf ihn einen solchen Einfluß, daß sie alle seine Urtheile und Handlungen leitet. Er ist nur das Werkzeug derselben. Er schließt einen Kauf, macht einen Vertrag, verschreibt Stoff zu Kleidern, unterschreibt allenthalben seinen Namen, und gleichwohl ist es eigentlich die Frau, die dieß alles gethan hat.

Die Frau nun, unter deren Pantoffel unsere Vernunft steht, ist unsere Sinnlichkeit. Von dieser wird die Vernunft gemeiniglich so geleitet, daß sie ihre Aussprüche nach dem Willen derselben einrichten muß. Fragt man sie: was ist meine Pflicht? so bekommt man eine Antwort, die der Sinnlichkeit schmeichelt, und diese, nicht aber die Vernunft hat geantwortet.

Sie scheinen, lieber Pappel, ein Freund von vielem Aufwande gewesen zu sein. Die Neigung zum Aufwande beherrschte Sie. Die Vernunft stand in ihren Diensten. Sie war immer geschäftig, Mittel zu finden, den großen Aufwand bestreiten zu können. Wenn Sie diese Vernunft also fragten: was ist meine Pflicht? soll ich in Berlin bleiben oder nach Polen gehen? so mußte natürlich die Antwort erfolgen: gehe! weil Sie in Polen leichter Ihre Neigung zum Aufwande befriedigen konnten, als in Berlin. Eigentlich

war es aber nicht ihre Vernunft, sondern Ihre Sinnlichkeit, die diesen Ausspruch that. Haben Sie mich verstanden?

P. Recht wohl, und ich muß Ihnen gestehen, daß Sie Recht haben. Wie ist die Sache abzuändern? Ich glaube, daß nicht nur meine, sondern auch anderer ehrlichen Leute Vernunft das Schicksal habe, daß sie unter dem Pantoffel der Sinnlichkeit stebt.

M. Kann wohl sein. Ich muß mich kurz fassen. Haben Sie wirklich gebetet?

P Ja! gnädiger Herr! das habe ich, und ich danke Ihnen tausendmal dafür, daß Sie mich zuerst auf die Kraft des Gebets aufmerksam gemacht haben.

M. Haben Sie nicht gemerkt, daß das Gebet eine Veränderung bei Ihnen hervorbrachte?

P. O eine sehr wohlthätige Wirkung. Es erfolgte darauf eine Stille, Ruhe, Heiterkeit, die sich besser empfinden als beschreiben läßt.

M. Da kennen Sie also das Mittel, die Vernunft dem Pantoffel der Sinnlichkeit zu entziehen. In dem Zeitpunkte, wo der menschliche Geist Gott nahe ist, wo er recht innig fühlt die Würde, ein Kind des Vaters im Himmel zu sein, da verschwindet vor ihm das Sichtbare, woran seine Sinnlichkeit hing; Königskronen, Ordensbänder, Goldklumpen, alles, was den Gaumen und die Wollust reizt, so wie Verachtung, Dürftigkeit, Kerker, Tod liegen außer seinem Gesichtskreise, so wie dem, der auf dem Gipfel des Brocken steht, die Lustgärten und Krankenhäuser im Thale aus den Augen verschwinden. In diesem Zeitpunkte schweigt die Sinnlichkeit; da fühlt sich die Vernunft frei. Wenn man in diesem Zeitpunkte sie fragt: was ist meine Pflicht? so be-

kommt man gewiß eine richtige Antwort, die man als die Stimme Gottes annehmen kann.

P. Ich habe Ihnen mit Vergnügen zugehört; ich werde gewiß mich dem Vater, den ich so lange verließ, immer mehr zu nähern suchen. Gleichwohl begreife ich nicht, wie ich auch bei der größten Annäherung eine Antwort erwarten kann, die mich aus meiner traurigen Lage reißt, wenn ich nicht eine unmittelbare Offenbarung erwarten will.

M. Die dürfen Sie nicht erwarten. Eine richtige befriedigende Antwort werden Sie aber gewiß bekommen. Vorerst wohl keine andere als diese: dulde. Dann Freund, sein Sie aber auch stark und befolgen ohne Weigerung, was Sie als Gottes Willen erkannt haben. Sonst — werden Sie sich traurige Schicksale bereiten. Es ist nicht gut, wenn der Mensch durch seine Sinnlichkeit, die er gemeiniglich Vernunft nennt, sich leiten läßt, ohne auf des Weltregierers Willen Rücksicht zu nehmen; weit schlimmer ist es aber, wenn er sich nach seinem Willen erkundigt, ihn erfährt, und ihn doch nicht befolgt. In meiner Bibel steht: ein Knecht, der seines Herrn Willen weiß, und hat sich nicht bereitet, wird doppelte Streiche leiden müssen. Diese Worte bedeuten etwas!

Jetzt, lieber Pappel! müssen wir uns trennen. Sie hören, daß der Postillon bläst. Hier ist alles, was ich für die Milderung Ihrer Leiden thun kann (er drückte ihm fünf preußische Thaler in die Hand). Das Mittel, Sie gänzlich zu retten, finden Sie in diesem geschriebenen Aufsatze *). Er ist ein Geschenk von dem Feldprediger, der ehemals bei meinem Regimente stand. Lesen Sie ihn mit Nachdenken

*) Folgt am Ende.

durch. Nach vier Wochen schicken Sie ihn mir wieder zu. Wenn Sie ihn verstehen, und die gegebenen Winke befolgen, so sind Sie für immer gerettet. Leben Sie wohl!

Der Major stieg in seinen Wagen, Pappel sah ihm mit nassen Augen nach. Sein Gespräch hatte sein Innerstes angegriffen, und er ging, in sich gekehrt, aus einer Straße in die andere.

Das Erste, was er that, als er in sein Quartier zurück kam, war, daß er den vom Major erhaltenen Aufsatz durchlas. Er fand darin alles so wahr, so ganz der Natur des menschlichen Geistes angemessen, daß er davon vollkommen überzeugt wurde, und in ihm die freudige Hoffnung auflebte, daß er nun den Faden habe, an dem er sich aus den Irrgängen, in welche er gerathen war, herausfinden werde.

Die Nacht brachte er größtentheils schlaflos zu. Der Major stand vor ihm wie ein Engel Gottes, und er gegen ihn wie ein armer Sünder. O Gott! dachte er, welcher Mensch! so herzlich nimmt er sich eines Unbekannten an, will nicht seine Leiden blos mindern, sondern ihn ganz retten, und rettet ihn. Wie unvollkommen erscheint mir dagegen die so hochgepriesene, gewöhnliche Wohlthätigkeit, die kein anderes Rettungsmittel der Elenden kennt, als Geld, Kleidung, Holz, Lebensmittel, die den Schmerz lindern, aber ihn nicht heben, die blos darauf berechnet sind, dem Körper eine behaglichere Lage zu verschaffen; als wenn der Mensch Körper wäre. Und wenn ist je ein solcher Gedanke in meine Seele gekommen, einen Menschen ganz zu retten? Er machte sich wegen seines bisherigen Lebenswandels die bittersten Vorwürfe, und glaubte, bei aller reinen Sittlichkeit, deren er sich sonst rühmte, ein sehr unmoralischer Mensch gewesen zu sein, indem er für nichts als für sein

Ich gesorgt habe. Nach und nach erhob er sich zum Vater, dem Erbarmer; sein Gemüth wurde beruhigt, und seine Beruhigung ging in einen erquickenden Schlummer über.

Als er die Augen wieder aufschlug, waren seine Gedanken wieder bei Gott. Die Stille der Seele, die er empfand, schien ihm schicklich, jetzt die Frage zu thun: was ist meine Pflicht? und er erhielt die Antwort, die ihm der Major vorausgesagt hatte — dulde! Ja, dulden will ich, dachte er, will meine Bedürfnisse auf das Möglichste einschränken, und alles Ungemach der Dürftigkeit ertragen. Dadurch werde ich vor der traurigen Nothwendigkeit bewahrt werden, mich vor Menschen demüthigen zu müssen — werde blos bei dem Herrn des Himmels und der Erde Hülfe suchen dürfen, und — sie finden.

Er fühlte sich groß, indem er dieß dachte, stand auf, zählte seine Baarschaft durch und fand, daß sie noch aus sieben Thalern bestand.

Er bezahlte seinen Wirth, und suchte ein kleines Häuschen auf, in welchem er für ein geringes Geld einen Winkel nebst einem Strohlager auf zwei Wochen miethete. Seine Speise waren Kartoffeln, sein Trank Wasser. Der Genuß dieser dürftigen Nahrungsmittel wurde aber ungemein durch die Vorstellung versüßt, daß er jetzt des himmlischen Vaters Willen thue; und er hat in der Folge versichert, daß die Schmäuse, die er ehedem gedankenlos genoß, ihn nicht so erquickt hätten, als diese Kartoffeln.

Von Zeit zu Zeit wurde er von einem Freunde zu Tische gebeten, und die kräftigern Mahlzeiten, die er dann genoß, waren wohl die Ursache, die diese dürftige Lebensart seiner Gesundheit unschädlich blieb.

Als er bei dem Secretär Knochenstiel speiste, erfuhr er,

daß der Hauptmann von Degenkling, schwer verwundet, angekommen sei. Dieser war von der Universität her sein Freund, weßwegen er sich gedrungen fühlte, ihn zu besuchen, und er besuchte ihn wirklich.

Welchen Anblick hatte er bei dem Eintritte in sein Zimmer! Dieser Mann, den er sonst als einen lustigen Bruder gekannt hatte, wimmerte jetzt unter den heftigsten Schmerzen, die ihm sein linker, durch eine Kugel zerschmetterter Arm verursachte. Der Wundarzt versicherte, daß er wahrscheinlich würde abgenommen werden müssen.

Ich bedauere, lieber Hauptmann! sagte er, daß ich dich hier in einer so traurigen Lage finde. Dieser sah ihn starr an, gab aber keine Antwort von sich, weil ein heftiges Wundfieber seine Gedanken verwirrt hatte.

Sollte denn der Arm gar nicht zu retten sein? fragte Pappel den Wundarzt.

W. Ich zweifle sehr. Was in meinen Kräften steht, werde ich gewiß thun; wenn der arme Mann nur die nöthige Pflege hätte! Es ist Niemand bei ihm als sein Bedienter, und auf solche Leute kann man sich nicht verlassen.

P. Der Hauptmann ist mein Freund, ich halte es für Schuldigkeit, bei ihm zu bleiben und seine Verpflegung zu übernehmen.

W. O das thun Sie doch! Wenn er nach meinen Vorschriften behandelt wird, so habe ich noch Hoffnung, den Arm erhalten zu können.

Herr Pappel ließ sich nun auf das Genaueste über die zu beobachtende Diät, die zu machenden Umschläge und die Ordnung, in welcher Arznei gegeben werden sollte, unterrichten, und der Wundarzt entfernte sich.

Herr Pappel trat jetzt an das Fenster, sein Blick war

nach dem Himmel und seine Seele auf den Herrn desselben gerichtet. Ist es wohl meine Pflicht, dachte er, mich der Pflege des Hauptmanns zu unterziehen? und sogleich kam er zu der vollkommnen Ueberzeugung, daß es für ihn, als einen geschäftslosen Mann, heilige Pflicht sei, sich des Freundes in der Noth auf das Thätigste anzunehmen. Diese Ueberzeugung bewirkte in ihm eine solche Freudigkeit, daß er sich diesem mühsamen Geschäft mit eben der frohen Stimmung unterzog, mit welcher er sonst einen Ball zu besuchen pflegte. Er überlegte nun hin und her, wie er seinem leidenden Freunde am Nützlichsten sein könnte, und — bald sprang er auf und klingelte dem Bedienten. Bleibe Er bei seinem Herrn! sagte er ihm nachdrücklich — und verlasse Er ihn keinen Augenblick — gebe Er ihm nichts von dem, was er verlangt, als höchstens ein Glas Wasser. In einer halben Stunde bin ich wieder hier.

Er ging, oder lief vielmehr, zu dem Stabschirurgus, schilderte die Gefahr, in der sich der Hauptmann befände, und bat ihn dringend, mit ihm zu gehen und zu untersuchen, ob der Wundarzt auch wohl die schicklichsten Mittel anwende, den zerschmetterten Arm seines Freundes zu retten.

Der Stabschirurgus glaubte sein Tagewerk vollendet zu haben, und war eben im Begriffe, zu einem freundschaftlichen Mahle zu gehen. Da er aber von Pflicht und Menschenliebe richtige Begriffe hatte, so zog er die Einladung Pappels der Einladung seiner Freunde vor, und ging mit ihm.

Der Weg ging vor einem Bäckerladen vorbei, bei dem Pappel sich einen Augenblick aufhielt, und, aus leicht zu errathenden Ursachen, ein Brödchen kaufte.

Der Stabschirurgus untersuchte bei seiner Ankunft die

vom Wundarzte verordnete Diät und Arznei, und fand beides gut. Die Hauptsache, sagte er, ist, daß wir dem Brande vorzubeugen suchen. Dieß kann nicht anders geschehen, als durch schickliche Umschläge. Ich will es dem Wundarzte sagen lassen, daß er mich morgen rufen läßt, wenn er den Verband abnimmt. Dann will ich meinen guten Rath ertheilen. — Heute kann ich weiter nichts thun.

Gegen zehn Uhr Abends fiel der Patient in einen Schlaf, und Pappel, der neben seinem Bette saß, entschlummerte gleichfalls; freilich weit sanfter als jener, denn sein Körper war schmerzlos, und sein Geist wurde durch das Bewußtsein, daß er seine Pflicht thue, und durch das Andenken an Gott erquickt.

Nach Mitternacht erwachte der Patient, und rief seinen Bedienten: Heinrich!

Sogleich sprang Pappel auf und sagte: Was befehlen Sie, gnädiger Herr?

H. Ein Glas Wasser.

P. Hier, gnädiger Herr!

H. (ihn starr ansehend). Zum Henker! was ist denn das? Du bist ja mein Bedienter nicht. Wer bist du denn?

P. Ein alter Freund, der es für seine Schuldigkeit hielt, in der Noth dir beizustehen, und deines Bedienten Stelle zu vertreten.

H. Ein Freund? ein Freund? Ich glaube gar, du bist Bruder Pappel.

P. Der bin ich, und ich freue mich, das ich im Stande bin, dir einige Dienste zu leisten.

H. Ach, lieber Pappel, wie haben sich die Zeiten geändert! Vor einigen Wochen paradirte ich noch als Hauptmann und träumte von nichts als Siegen; — jetzt liege

ich da als ein gefangener Krüppel, der keine andere Aussicht hat, als in's Grab.

Freund Pappel erzählte nun auch seine ausgestandenen Widerwärtigkeiten bis zu seiner Ankunft in dem Krankenhause, und nachdem er das Schreckliche seines Zustands mit den lebhaftesten Farben geschildert hatte, schloß er mit den Worten: und doch glaube ich, daß dieses harte Leiden unter allen Wohlthaten, die mir Gott erzeigt hat, die größte sei.

H. Wie so?

P. Weil ich dadurch zu Gott gezogen und mit ihm bekannt gemacht worden bin.

H. Zu Gott gezogen? Du bist doch wohl kein Pietist geworden.

P. Wenn du unter einem Pietisten einen Mann verstehst, der mit ganzem Herzen an Gott hängt — nun so muß ich dir gestehen, daß ich ein Pietist bin. So lange es mir wohl ging, dachte ich nicht an Gott, und die Wahrheit zu sagen, glaubte ich ihn auch nicht.

H. Ich auch nicht.

P. Da ich aber meine Einnahme, meine Mutter, meine Freunde, meine Gönner, meine Gesundheit — da ich alles verloren hatte, da sah ich mich gedrungen, den Gott aufzusuchen, der mir in der Kindheit war bekannt gemacht worden, und fand ihn, fand in ihm Alles. Nun bin ich vollkommen beruhigt, und kann alles entbehren, da ich zum Herrn der Natur, wie zum Vater, Zutritt habe.

H. Ich will dich in deinem Glauben nicht irre machen. Jetzt laß uns aber von andern Dingen reden.

Es wurde nun von andern Dingen gesprochen, unter welchen auch die Geldverlegenheit war, in der sich der

Hauptmann befand. Ich weiß mir nicht anders zu helfen, sagte er, als daß du zu dem Kaufmann L . . . gehst, der mich und meine Vermögensumstände kennt, und ein Darlehn von 800 Thlrn. auszumachen suchst.

Mit Tagesanbruch verfügte sich Herr Pappel zu besagtem Kaufmann, und war so glücklich, von ihm das Versprechen zu erhalten, daß er gegen Abend, unter Bedingungen, die der Hauptmann gern einging, die verlangte Summe überschicken wolle.

Bei seiner Zurückkunft traf Herr Pappel den Wundarzt und Stabschirurgus an. Der Verband wurde vorgenommen und man entdeckte schon Spuren vom Brande. Der Stabschirurgus zog den Wundarzt bei Seite, sprach mit ihm, und der Erfolg des Gespräches war — daß andere Umschläge aufgelegt wurden, die der Stabschirurgus verordnet hatte.

Durch die achthundert Thaler, über die der Hauptmann nun zu schalten hatte, war er in den Stand gesetzt, sich gesunde Nahrungsmittel und gute Pflege zu verschaffen, und Herr Pappel nahm, wie billig, daran Antheil.

Der Arm wurde gerettet, und nach acht Wochen konnte der Hauptmann wieder ausgehen.

An Zerstreuung hatte es ihm, während seines Krankenlagers, nicht gefehlt, da seine Stube, seitdem er Geld bekommen hatte, den ganzen Tag von Bekannten und Freunden nicht leer wurde.

Nur in den Abendstunden war er mit seinem Freund Pappel allein und unterhielt sich mit ihm von den vorigen Zeiten. Der Artikel von Gott wurde nur selten berührt; theils weil Herr Pappel den Schein zu vermeiden suchte, als wenn er bei seinem Freunde den Bekehrer machen wolle,

theils weil der Hauptmann ihm auf eine Bekehrung in der That noch nicht hinlänglich vorbereitet schien.

Unterdessen, da Pappel einmal des geschriebenen Aufsatzes Erwähnung that, den er vom Major Ehrenfest erhalten hatte, ließ sich der Hauptmann denselben doch vorlesen. Er war ein aufmerksamer Zuhörer, und manche Stellen drangen bis in sein Innerstes. Ob er es gleich nicht gestehen will, so ist es doch gewiß, daß er mehrere Male gebetet und des Gebetes Kraft an seinem Herzen empfunden hat. Das Samenkorn entwickelte sich, es war aber unter die Dornen gefallen. Da er sich von seinem Armbruche wieder hergestellt sah, und öffentliche Gesellschaften besuchen konnte, überwuchsen die Dornen den zarten Keim, der sich kaum entwickelt hatte, und — erstickten ihn.

Sobald der Hauptmann wieder hergestellt war, fragte Herr Pappel seine Vernunft: was ist meine Pflicht? und sie antwortete ihm: ziehe dich zurück.

Er befolgte den Ausspruch, trennte sich von seinem Freunde, dem er nichts mehr nützen konnte, zog sich zu seinen Kartoffeln zurück, und pries Gott nicht nur dafür, daß er ihn acht Wochen mit verdientem Brode genährt, sondern vorzüglich dafür, daß er ihm Gelegenheit gegeben habe, die Leiden seines Freundes zu mindern und — seinen zerschmetterten Arm erhalten zu helfen. Hätte er den Stabschirurgus nicht herbeigerufen, so wäre der Arm sicher abgelöst worden.

Davon hatte er aber gegen seinen Freund nichts erwähnt; nur vor dem, der in's Verborgene sieht, freute er sich dieser guten That.

Herr Pappel saß also wieder bei seinen Kartoffeln und ein paarmal die Woche bei einem Stück Rindfleisch, zu dem

ihn seine Freunde einluden. Bei allen Einschränkungen, denen er sich unterzog, gingen doch täglich etliche Groschen auf, und durch dieß Aufgehen war seine Baarschaft bis auf einen Gulden zusammengeschmolzen. Mit diesem legte er sich auf die Streue, und empfahl sich in die Hände des himmlischen Vaters. Indem er einschlummerte, leuchtete in seiner Seele noch, wie ein Abendroth, der Gedanke: der Vater im Himmel wird sein Kind nicht betteln lassen.

Sein süßer Schlaf wurde durch ein Pochen an der Thür unterbrochen, bei deren Oeffnung er den Bedienten des Hauptmanns Degenkling erblickte, der ihn bat, sogleich zu seinem Herrn zu kommen.

Lieber Pappel! sagte der Hauptmann, als er in sein Zimmer trat, ich bin in einer großen Verlegenheit. Gestern ist meine Schwägerin, die Oberstlieutenantin von Degenkling, begraben worden, und hat eine Tochter von achtzehn Jahren hinterlassen, die nun hier sitzt und nicht weiß was sie beginnen soll. Der Officier, der neben ihr logirt, macht Jagd auf sie, und wird sie unglücklich machen, wenn man sie nicht augenblicklich entfernt. Sie hat einen Großvater in Dresden, zu diesem wollte ich sie bringen lassen. Wer soll aber ihr Begleiter sein? Ich darf nicht, denn ich bin Kriegsgefangener, und habe mein Ehrenwort gegeben, daß ich Berlin nicht verlassen will. Wolltest du dich nicht dazu verstehen? Wenn du dich für ihren Bruder ausgäbst, und setztest dich vor meinem Quartiere mit ihr in den Wagen, so würde die Sache recht gut gehen, und mir erzeigtest du eine große Gefälligkeit.

Gib mir eine halbe Stunde Bedenkzeit, antwortete Pappel, dann sollst du Antwort haben. — Zu einer andern Zeit würde er sie sogleich gegeben haben, jetzt aber, da er sich da-

zu zu gewöhnen suchte, bei allen seinen Unternehmungen Gott um Rath zu fragen, nahm er sich Bedenkzeit, ging in sein Kämmerlein, im eigentlichsten Verstande, und schloß die Thür hinter sich zu, und fragte: was ist meine Pflicht? und er erhielt sogleich zur Antwort: reise!

Da er aber durch den Major auf die innere Stimme etwas mißtrauisch geworden war, und da er gar wohl merkte, daß der Wunsch, auf einige Tage gute Nahrungsmittel zu bekommen, eigentlich die Antwort ertheilt habe, so suchte er sich zu sammeln, sich den Vater im Himmel und sein Verhältniß zu ihm recht lebhaft zu denken, seine Bedürfnisse zu vergessen, und er erhielt wieder die Antwort: reise! Noch war er auf die Antwort mißtrauisch. Er war ein Freund des weiblichen Geschlechts, und seine Freundschaft blieb nicht immer in den gehörigen Schranken. Es entstand also bei ihm die Besorgniß, die Neigung zum Geschlechte möchte an der gegebenen Antwort mehr Theil haben, als die Neigung zur Pflicht. Er fragte also noch einmal: Wenn das Fräulein ein Junker wäre, würdest du wohl es auch für Pflicht halten, mit ihm zu reisen? und zum drittenmale erhielt er zur Antwort: reise! Jetzt entschloß er sich mit Freudigkeit, die Reise anzutreten, besonders da er die Ueberzeugung hatte, daß es ihm bei seiner jetzigen Denkungsart unmöglich sei, gegen seine Reisegefährtin etwas zu sagen oder zu thun, was auf Sinnlichkeit Beziehung hätte. Die einzige Bedenklichkeit, die ihm noch übrig blieb, war, daß er sich für des Fräuleins Bruder ausgeben sollte. Das willst du, dachte er, nicht thun. Was kann diese Verstellung für eine andere Absicht haben, als die Reise des Fräuleins mit einer Mannsperson in den Augen der Welt zu rechtfertigen? Ich will ja aber meine Handlungen nicht vor den Augen der Welt, sondern

vor dem Richter in mir gerechtfertigt wissen, und dieser kann es nicht billigen, daß ich diese Unwahrheit sage.

Der Leser wird ohne Zweifel dies Benehmen des Herrn Pappel etwas langweilig finden, es kann aber, der Natur der Sache nach, nicht anders sein; denn wenn man einmal Gott um Rath fragt, so muß man auch nicht eher ruhen, als bis man völlig überzeugt ist, daß das, was man nun zu thun sich entschließen will, wirklich seinem Willen gemäß sei, so wie, wenn man in einem unbekannten Lande reist, und an dem Scheidewege steht, man nicht eher den Fuß rechts oder links setzen darf, bis man gewiß weiß, welches der rechte Weg sei. Die Ungewißheit, ob man auf dem rechten Wege sich befinde, verursacht Bänglichkeit, und das Wandeln auf unrechtem Wege ist Verirrung, deren Folgen man nicht berechnen kann.

Herr Pappel ging also mit Entschlossenheit zum Hauptmanne und sagte: Lieber Hauptmann, ich bin reisefertig, aber nur unter einer Bedingung: daß ich mich nicht für den Bruder des Fräuleins ausgeben darf.

H. Und warum nicht?

P. Weil ich es nicht bin. Ich bin ein geschworner Feind von aller Unwahrheit.

H. Possen! Um den schiefen Urtheilen der Leute über die Reise des Fräuleins mit einem Fremden vorzubeugen, ist es schlechterdings nöthig, daß du dich für ihren Bruder ausgeben mußt.

P. Wenn nun aber die Leute erfahren, daß ich nicht ihr Bruder bin, so werden ihre Urtheile noch schiefer ausfallen. Und wozu sind weitere Erörterungen nöthig? wenn ich die Reise mit dem Fräulein nicht anders thun kann, als unter der Maske des Bruders, so reise ich nicht.

H. Sonderbarer Mann! unter welcher Maske willst du denn sonst reisen?

P. Unter gar keiner. Ich bin ihr Begleiter, und unter diesem Namen will ich mit ihr reisen.

Jetzt trat das Fräulein in die Stube, der Inhalt des Gesprächs wurde ihm mitgetheilt, und nach einigen Bedenklichkeiten entschloß es sich, des Herrn Pappels Vorschlag anzunehmen.

Es wurde nun der nöthige Paß für das Fräulein von Degenkling und ihren Begleiter, den Landrichter Pappel, ausgewirkt. Nach eingenommener Mahlzeit stand die Extrapost vor des Hauptmanns Thür, das Fräulein nebst seinem Begleiter setzte sich ein, und der Bediente bestieg den Bock. Schon hatte der Postknecht sein Horn an die Lippen gesetzt, als Herr Pappel ihm zurief, noch einen Augenblick zu halten, und dem Hauptmanne winkte, daß er noch einmal zum Wagen kommen möchte. Lieber Hauptmann, sagte er, meine Baarschaft besteht aus wenigen Groschen.

Thut nichts, erhielt er zur Antwort, das Fräulein hat eine gut gespickte Börse und bezahlt Alles.

Herrn Pappels erste Sorge war nun, wie er sich gegen das Fräulein benehmen solle. Da ihre Augen Eindrücke auf ihn machten, die mit seinen Grundsätzen sich nicht vertrugen, so entschloß er sich, ihre Blicke zu vermeiden, und gerade aus, oder seitwärts in das Feld zu sehen, und von nichts als den Begebenheiten des Tages zu sprechen. Seine zweite Sorge war, wie es bei der Nacht werden, ob sie dieselbe in Gasthöfen zubringen, oder auch des Nachts die Reise fortsetzen sollten.

Er suchte des Fräuleins Meinung darüber zu erfahren; dieses seufzte aber, und sagte: Ich bin so ängstlich, daß ich

nicht weiß, was ich sagen soll. Mein Onkel hat Sie mir als einen edeln Mann empfohlen, dem die Ehre meines Geschlechts heilig sei. Rathen Sie selbst, was zu thun ist, um zu verhüten, daß auf meinen guten Namen so wenig Schatten als möglich falle.

Er schwieg und dachte nach, oder, wenn man will, fragte seine Vernunft um Rath. Als er die Antwort erhalten hatte, theilte er sie dem Fräulein mit, und sagte: Wir mögen des Nachts reisen, oder in Gasthöfen bleiben, so sind Ehre und Leben in Gefahr. In beiden Fällen sind wir aber in Gottes Hand, und wenn wir ununterbrochen reisen, so haben Sie den Vortheil, daß Sie um einen Tag eher bei Ihrem Herrn Großvater ankommen.

Ich bin vollkommen Ihrer Meinung, erwiederte das Fräulein. So wurde also die Reise des Nachts fortgesetzt, und von der Vorsehung so begünstigt, daß das Fräulein schon am Abende des folgenden Tags sich in die Arme des Großvaters werfen konnte. Dieser empfing sie herzlich, und da sie ihm die Güte und Redlichkeit ihres Begleiters rühmte, so erhielt dieser einen Händedruck und die Versicherung, daß diese Gefälligkeit nie würde vergessen werden, und daß man sich freuen würde, wenn man Gelegenheit fände, wieder zu dienen. Aus welchem Hause sind Sie? fragte der Alte.

Aus dem Hause des Stadtschreibers Pappel, war die Antwort.

Diese Antwort setzte den Herrn Großvater in die größte Verlegenheit. Dieser Mann, der sechzehn Ahnen zählte, den Werth des Adels fühlte, einen altadeligen Zirkel zum Abendessen eingeladen hatte, wußte nicht, was er mit dem Herrn Pappel anfangen sollte. Er lief ängstlich im Zimmer auf und ab, und besprach sich bald mit seiner Schwester, bald

mit seiner Enkelin über die Sache. Endlich war der Entschluß gefaßt. Es wurde ein Tisch mit Erfrischungen besetzt, die Pappel und seine Reisegefährtin verzehrten. Die ankommenden Adeligen wurden sogleich in das Versammlungszimmer geführt, damit sie an der widernatürlich verbundenen Tischgesellschaft kein Aergerniß nehmen möchten, und kaum waren die Erfrischungen genossen, so wiederholte der Großvater seinen Dank für die geleistete Begleitung, bedauerte aber, daß der enge Raum seines Hauses ihm nicht erlaube Herrn Pappel des Nachts bei sich zu behalten. Ich werde Sie aber, fuhr er fort, in unsern besten Gasthof bringen lassen, wo Sie gute Bewirthung finden werden. Daß Ihnen diese nichts kosten darf, versteht sich von selbst. Wie lange gedenken Sie sich in Dresden aufzuhalten?

P. Bis morgen früh.

Gr. Bedaure sehr, daß Ihr Aufenthalt so sehr kurz ist, und mir das Vergnügen entzogen wird, Sie auf längere Zeit bei mir zu sehen. Findet sich Gelegenheit, wo ich Ihnen dienen kann, so schonen Sie mich nicht.

P. Kann ich Ew. Gnaden dienen, so werde ich auch nicht ermangeln. Ich empfehle mich zu Gnaden.

Der Bediente, der schon an der Thür wartete, nahm nun Herrn Pappel in Empfang, um ihn zu dem bestimmten Gasthofe zu begleiten. Der Großvater nahm an der Begleitung Antheil — bis zur Treppe. Und das Fräulein? es war noch nicht ganz verblendet, und fühlte, daß dieser Mann, der aus bloßer Gefälligkeit die Reise mit ihr gemacht, und sich während derselben mit so vielem Anstande benommen hatte, wohl eine bessere Behandlung verdiene. Sie erwartete ihn also an der Hausthür. Hier drückte sie ihm die Hand, und versicherte, daß er ihr eine Freundschaft erzeigt

habe, für die sie lebenslang seine Schulderin bliebe. Glauben Sie mir, fuhr sie fort, wenn dies Haus mir gehörte, so dürften Sie es sobald nicht verlassen. Aber — verzeihen Sie mir eine Frage, lieber Herr Landrichter! Sind Sie mit Reisegeld versehen?

P. O ja! ich habe sechszehn preußische Groschen bei mir.

Fr. Guter Mann! haben Sie die Güte diese Kleinigkeit anzunehmen, nicht als Belohnung, denn diese zu geben bin ich zu schwach, sondern als eine Schuld, die Sie von mir zu fordern berechtigt sind. Sie haben ja blos um meinetwillen —

P. Die Reise gemacht? Sie haben vollkommen Recht. Wäre ich ein begüterter Mann — aber der bin ich nicht. Ich würde, ich gestehe es, in Verlegenheit kommen, wenn ich auf meine Kosten zurückreisen sollte. Ich nehme also dieses Geld zu meiner Rückreise an. Nun sagte er ihr noch einiges Verbindliche, küßte ihr die Hand und entfernte sich.

Er fand im Gasthofe gutes Quartier und gute Bewirthung, setzte aber darauf wenig Werth, weil ihn die Art, mit welcher ihn der Großvater behandelt hatte, schmerzte. Unterdessen, da er sein Lager bestieg und sich als den Sohn des himmlischen Vaters dachte, war er vollkommen beruhigt. Wer dich, dachte er, du Herr des Himmels und der Erden, seinen Vater nennen darf, der kann durch den Stolz eines Erdenwurms nicht gedemüthigt werden. Diese Ueberzeugung, das Bewußtsein, seine Pflicht erfüllt zu haben, verbundeu mit der Müdigkeit, die ihm die lange Reise verursacht hatte, verschaffte ihm einen ungemein süßen Schlaf. Ob der Schlaf

Ihrer Gnaden, des Herrn Großvaters, eben so süß gewesen sei, ist schwer zu glauben.

Als er erwacht war, und sich sein Verhältniß gegen den himmlischen Vater lebhaft gedacht hatte, stand er vergnügt auf, öffnete das Päckchen, das ihm das Fräulein in die Hände gedrückt hatte, und fand darin vier Friedrichsd'or. Mit gen Himmel gerichteten Augen dachte er: Es ist dein Geschenk, mein Vater! das du mich auf dem Wege der Pflicht finden ließest. — Herzlichen Dank dafür!

Er dachte weiter nach, was für eine Anwendung er von diesem Gelde zu machen habe, und wurde überzeugt, er müsse sparsam damit haushalten, bis ihm eine größere Einnahme verschafft würde. Nachdem er also sein Frühstück genossen hatte, trat er seine Rückreise an, und zwar zu Fuße.

Sein Nachtquartier nahm er im Dorfe Rosenfeld, wo er, nach eingenommener Biersuppe, auf einer Streue, wie in des Vaters Armen, in süßen Schlaf versank.

Das Geläute der Glocken erinnerte ihn den folgenden Tag, daß es Sonntag sei. Sonntag! ein Tag, den er während seines Aufenthalts in Polen dem Tanze, dem Kartenspiele oder andern Erholungen weihte, deren in der Erklärung des dritten Gebots nicht Erwähnung geschieht. Nach erfolgter Sinnesänderung aber nahm er an dem öffentlichen Gottesdienste Theil, theils um durch sein Beispiel Andere zu erbauen, theils um Nahrung für seinen Geist zu finden. Er entschloß sich also, vor seiner Abreise dem öffentlichen Gottesdienste beizuwohnen.

Indem er das Ausläuten erwartete, trat der Schulze in die Stube, und sagte ängstlich; Lieber Wirth! daß Er es weiß, Nachbar Schreibfeder ist diese Nacht krank gewor-

den, und wir haben sonst Niemanden im Dorfe, der die Orgel spielt, als Ihn. Ich kann Ihm also nicht helfen, Er muß heute unser Organist sein.

W. Ich? Bleib' Er mir vom Leibe mit seinem Antrage. Ich habe nun in zehn Jahren die Orgel nicht berührt. Kurz und gut: ich kann nicht spielen.

Der Schulze drang in ihn, der Wirth fuhr fort sich zu weigern, es kam zum Wortwechsel — da fragte Herr Pappel: Habt Ihr denn keinen Schulmeister?

Den haben wir wohl, aber der alte Mann ist seit einem Vierteljahre bettlägerig, und wird schwerlich wieder aufkommen.

Sogleich vernahm Herr Pappel in seiner Brust die Stimme: Du spielst die Orgel gut, es ist deine Pflicht, den guten Leuten aus ihrer Verlegenheit zu helfen.

Er stand also auf, gab dem Schulzen die Hand und sagte: Lieber Herr Schulze! hier ist ein Organist; mit Vergnügen will ich die Orgel spielen. — Es ist doch wohl ein Choralbuch da?

Das liegt auf der Orgel. Sie thun uns einen großen Gefallen, wenn Sie uns aushelfen. Kommen Sie gleich mit — eben jetzt wird ausgeläutet.

Er ging mit, und stimmte durch sein Vorspiel die Gemüther der versammelten Dorfbewohner zu religiösen Gefühlen.

Die Choräle selbst spielte er mit Empfindung und Ausdruck, und vermied alle die unpassenden Zwischenspiele, mit welchen oft die Orgelspieler mehr ihre Kunst zu zeigen, als den Sinn des Gesangs auszudrücken suchen. Die ganze Gemeinde wurde dadurch erbaut, aber Niemand mehr, als der Prediger. Dieser stellte sogleich Nachfrage an, wer

der Orgelspieler sei, konnte aber weiter nichts erfahren, als daß er ein Reisender wäre.

Jetzt trat nun der Prediger auf, und es ist zweifelhaft, ob dieser mehr durch den Reisenden, oder der Reisende durch den Prediger erbaut worden sei. Seine Predigt war, im altdeutschen Sinne — einfältig. Sie war frei von allem gelehrten Prunk, und vielmehr so ganz darauf berechnet, den Verstand des Landmannes zu überzeugen und sein Herz zu gewinnen. Die Predigt fing mit einem Gebete an, das etwa folgendermaßen lautete:

Guter himmlischer Vater! unter deinem Beistand und Segen haben wir wieder eine Woche unseres Lebens zurückgelegt, und in derselben aus deiner Hand so viel Gutes erhalten, daß wir mit Jakob bekennen müssen: wir sind zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du uns erzeigt hast. Wir saßen unter deinem Schirme, wo keine Feuersbrunst, kein Raub, kein Mord, kein anderes Unglück uns treffen durfte. Du ließest alle Morgen die Sonne wieder aufgehen, und erhieltest unsere Augen, daß wir sie sehen konnten. Du bescheertest uns unser tägliches Brod. Du ließest dich finden von allen, die dich redlich suchten, schenktest den Betrübten Trost, führtest den Verirrten auf den rechten Weg, warst gnädig dem ungehorsamen Kinde, wann es mit Reue zu dir zurückkehrte. Du hast dich besonders gnädig erwiesen an unserer Mitschwester Barbara Trümphelin, die du durch einen sanften Tod von ihrem schmerzhaften Krankenlager befreit und in ein besseres Leben versetzt hast. Du hast auch zwei Ehepaare in dieser Woche mit gesunden Kindern erfreut, und den Müttern die Schmerzen der Geburt überstehen helfen. Für alle diese Beweise deiner Vaterliebe danken wir dir herzlich. Möge doch unser ganzes

Leben ein Dank sein! Mögen wir doch bei Allem, was wir denken und thun, auf deinen Willen, o treuer Vater! Rücksicht nehmen!

Auch mit der neuen Woche ist deine Güte neu. Du hast uns deinen Tempel erhalten, und uns Ruhe geschenkt, daß wir uns in demselben versammeln können. Du lässest auch heute von dieser heiligen Stätte dein Wort hören, das unsers Herzens Freude und Trost ist. Laß auf mir, deinem Diener, deinen Geist ruhen, und segne meinen Vortrag, daß er an dem Herzen meiner lieben Zuhörer, die du mir anvertraut hast, von denen ich einmal Rechenschaft ablegen soll, seine Kraft beweisen möge. Amen.

Nach geendigtem Gebete verlas er den Text:

„Kinder sind eine Gabe Gottes und Leibesfurcht ist ein Geschenk."

Seine Predigt hatte zwei Haupttheile Im ersten zeigte er, daß Kinder eine Gabe, eine sehr schätzbare Gabe Gottes wären, im zweiten, wie sich Eltern gegen Kinder zu verhalten hätten, wenn sie eine Gabe Gottes wären.

Hier wurde nun nicht lange untersucht, was ein Kind sei, und wie vielerlei Arten von Kindern es gebe, auch nicht worauf die Verbindlichkeit der Eltern, für ihre Kinder zu sorgen, beruhe, was sie zur Bildung des Empfindungsvermögens, des Verstandes, der Vernunft, der Einbildungskraft des Herzens zu thun hätten. Im ersten Theile wurde vielmehr auf eine, auch dem gemeinsten Verstande faßliche Art gezeigt, daß Kinder eine Gabe Gottes sind, und großen Werth haben, und im zweiten Theile, daß Eltern die anvertraute Gabe schätzen, und für ihren Leib und Geist Sorge tragen müssen, und wie sie dieß an-

zufangen haben; daß sie auch, wenn Gott die Gabe zurückfordert, dieselbe ohne Murren wieder abgeben müssen.

Die ganze Predigt war aus ganz kurzen Erklärungen, Beispielen aus der Bibel und Geschichte, Sprüchen und Versen zusammengesetzt, und so unterhaltend, daß nicht nur Herr Pappel keine Langeweile hatte, sondern auch die ganze Versammlung mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte. Das Amen, mit welchem die Predigt geschlossen wurde, schien Allen zu frühe zu kommen.

Gleich nach geendigter Predigt erschien ein Bursche auf dem Chore, der den Herrn Organisten einlud, mit dem Herrn Pfarrer eine Suppe zu essen. Die Einladung wurde angenommen.

Nachdem der Pfarrer dem Organisten mit einem Händedrucke für die Erbauung gedankt hatte, die er durch sein Orgelspiel ihm und der Gemeinde verschafft habe, erkundigte er sich sogleich nach seinem Namen, Stande, der Absicht seiner Reise u. dergl., und Herr Pappel erzählte treu und ohne Zurückhaltung seine Geschichte, die dem Leser schon bekannt ist.

Jetzt wurde daß Essen aufgetragen, und die Tischgesellschaft, welche aus dem Wirthe, der Frau Wirthin und dem Gaste bestand, setzte sich. Ein vierter Platz blieb leer, wurde aber auch, da der Braten aufgetragen war, durch des Pfarrers Tochter besetzt, welche die Küche besorgt hatte.

Der Pfarrer fragte: Werden Sie lange bei uns bleiben, Herr Landrichter?

L. Nicht länger als bis der nachmittägliche Gottesdienst geendigt sein wird, bei dem ich noch die Orgel spielen will.

Pf. Wahrscheinlich rufen Sie Ihre Geschäfte ab.

L. Die Wahrheit zu sagen, so bin ich ganz geschäftslos.

Pf. Oder Sie haben Aussichten?

L. Aussichten? Allerdings Aussichten in die Ewigkeit.

Pf. Nun die Aussichten in die Zeit verbirgt Ihnen jetzt eine trübe Wolke. Die wird sich auch, so wie alle Wolken, zertheilen. Wenn Ihre Lage aber wirklich so beschaffen ist, wie Sie mir dieselbe schildern, so entschlössen Sie sich vielleicht ein Paar Wochen bei uns zu bleiben, und durch Ihr Orgelspiel mich und meine Gemeinde zu erbauen. Da stifteten Sie doch etwas Gutes. Der Choral wirkt noch einmal so viel, wenn der Organist den Sinn desselben auszudrücken versteht, und des Predigers Vortrag findet leichtern Eingang zum Herzen, wenn ihm der Organist erst den Weg bereitet hat.

L. Erlauben Sie mir Bedenkzeit bis nach geendigtem Gottesdienste. Da sage ich Ihnen meinen Entschluß. Sollte ich mich entschließen hier zu bleiben, so sind Sie, lieber Herr Pfarrer, der Magnet, der mich anzieht. Denn ohne daß ich Ihnen schmeicheln will, muß ich Ihnen gestehen, daß noch nie eine Predigt auf mich so gewirkt hat, als die Ihrige.

Jetzt wurde ausgeläutet, und Herr Pappel begleitete den Herrn Pfarrer in die Kirche. Da das erste Lied gesungen war, las der Prediger, nach hergebrachter Sitte, ein Stück aus der Augsburgischen Confession, dann ein vorgeschriebenes Gebet vor. Während dieser Zeit hatte Herr Pappel hinlängliche Muße, mit seiner Vernunft zu Rathe zu gehen, ob er bleiben oder zurückgehen solle. Er erhielt eine sehr bestimmte Antwort, die er nach geendigtem Got-

tesdienste dem Prediger mittheilte. Sie lautete folgendermaßen: Ich halte mich für verpflichtet bei Ihnen zu bleiben, weil ich dadurch von Erfüllung anderweitiger Pflichten nicht abgezogen werde, weil ich durch mein Hiersein der Gemeinde nützlich sein kann, und mein innerer Mensch durch Ihren Umgang und Ihre Vorträge gewiß sehr viel gewinnen wird. Nur einige Bedenklichkeiten habe ich noch. Erstlich meine Casse ist dürftig. Wenn ich hier von meinem Gelde zehren soll, so wird sie erschöpft. Könnten Sie mir nicht freien Tisch verschaffen?

Pf. Den sollen Sie haben.

L. Ferner kann ich doch nicht müssig gehen; wollen Sie mir nicht erlauben, daß ich mich Ihrer Bibliothek bedienen darf? Können Sie mir nicht andere Geschäfte geben, mit denen ich Nutzen stifte?

Pf. Was das erstere betrifft, so steht Ihnen meine Büchersammlung zu Diensten. Sie ist sehr klein. Unterdessen glaube ich doch, daß Sie einige Bücher darin finden, die Ihnen auf einige Monate Unterhaltung schaffen werden. Was die übrigen Geschäfte betrifft, so kann ich Ihnen darüber noch nichts Bestimmtes sagen; unterdessen glaube ich doch, daß sich etwas finden werde. Ein geschickter arbeitsamer Mann findet allenthalben Gelegenheit sich auf eine nützliche Art zu beschäftigen.

L. So bleibe ich also bei Ihnen, bis Sie mir sagen, daß meine Gegenwart überflüssig sei, oder Gott auf eine andere Art mir zu verstehen gibt, daß ich diesen Platz verlassen soll.

Jetzt schied er von dem Prediger und machte noch einen Spatziergang durch die Flur, voll der angenehmsten Empfindungen.

Er bestieg einen Hügel, von welchem er die untergehende Sonne sehen konnte. Ihr Untergang war prächtig. Sie sank hinter die Gebirge, gerade hinter dem Dorfe, wo er jetzt seinen Wohnsitz nehmen sollte, und ihre letzten Strahlen, nebst dem rothen Wolkensaume, der immer lichter wurde, je näher er der Quelle des Lichts war, ertheilten den ländlichen Wohnungen eine Art von Heiligenschein, mit welchem die Maler die heiligen Stätten zu bezeichnen pflegen.

Seine Empfindungen wurden zum Gebet, von welchem zwar kein Umstehender etwas würde haben vernehmen können, das aber desto verständlicher war dem, der das Herz erforscht.

Mit Worten ausgedrückt würde es etwa folgendermaßen gelautet haben: Mein himmlischer Vater! Dank! daß du dich mir offenbart, daß du mir den Zutritt zu dir erlaubt, und mir das Mittel gezeigt hast, wie ich zu allen Zeiten deinen Willen erfahren kann. Du rufst mich nach Rosenfeld. Oder ist die Einladung eines guten Mannes zu einem nützlichen Geschäfte, für mich Geschäftslosen, nicht dein Ruf? Um mich davon vollkommen zu überzeugen setzte ich mir zum Zeichen, daß mir Beköstigung gewährt und mir Gelegenheit verschafft würde, immer auf eine nützliche Art thätig zu sein, und diese Zeichen hast du mir gegeben. Ich höre deine Stimme und folge ihr mit Freuden u. s. w.

Jetzt wollte er in sein Quartier gehen, als des Pfarrers Magd ihm entgegen kam und sagte, ihr Herr ließe ihn einladen, sein Quartier bei ihm zu nehmen. Er nahm die Einladung an, und wurde von seinem Wirthe mit einem herzlichen Händedruck empfangen. Da er ihm seine

Besorgnisse äußerte, daß er ihm beschwerlich fallen möchte, so erhielt er zur Antwort: Ich bin schon allen Ihren Besorgnissen zuvorgekommen. Sie beziehen ihr eigenes Stübchen. Auf diese Art sind Sie mir und ich Ihnen nicht im Wege. Was die Beköstigung betrifft, die Sie bei mir haben sollen, so hat sich die Gemeinde erboten, mich dafür zu entschädigen. Sie können also ganz unbekümmert bei mir speisen, weil es eben so gut ist, als wenn Sie hier für Ihr Geld lebten; und ich genieße dabei noch den Vortheil, daß ich bei der Mahlzeit eine angenehme Unterhaltung habe.

So setzte sich also Herr Pappel vergnügt zu Tische, und da er den folgenden Morgen seine Vernunft gefragt hatte, was jetzt seine Pflicht sei? so erhielt er zur Antwort: den alten Schulmeister zu besuchen, dem du einen Theil seiner Geschäfte abgenommen hast.

Er befolgte diesen Ausspruch, und fand bei seinem Eintritte in des Schulmeisters Stube den ehrwürdigen Greis ganz abgezehrt in einem Lehnstuhle sitzen. Sogleich fragte ihn der Greis, wer er wäre?

P. Ich bin der Fremde, von dem Sie vielleicht werden gehört haben, daß er sich erboten hat, während Ihrer Unpäßlichkeit die Orgel zu spielen.

Sch. Der sind Sie! sein Sie mir willkommen! So haben Sie mir doch einen Stein vom Herzen genommen.

P. Sie haben also noch mehrere auf dem Herzen?

Sch. Das können Sie (mit nassen Augen) leicht denken. Meine Schule! meine Schule! ich habe sie immer wie mein Kind geliebt, und an ihr gethan, was ich nach meinen schwachen Kräften thun konnte. Nun habe ich in drei Monaten keine Schule halten können. Wie wird in

dieser Zeit die Jugend verwildert sein! Mein einziger Trost, mit dem ich mich beruhige, ist dieser — Gott hat mir das Schulhalten untersagt. Denn diese Schwäche, die ich fühle, und die mich ganz unfähig macht, mein Amt zu verrichten, hat er mir zugeschickt. Ich muß also die Sorge, die mich beunruhigt, auf ihn werfen.

P. Und er wird für Ihre Schule sorgen. Haben Sie sonst keinen Stein auf dem Herzen?

Sch. Allerdings. Es ist aber ein Stein, der mich weniger drückt, da ich von dem Irdischen bereits Abschied genommen habe: es ist — mein Bienenhaus. Es war mir, nach meiner Schule, das Liebste — jetzt bekümmert sich Niemand darum.

P. Nun diesen Stein kann ich Ihnen abnehmen. Ich habe lange die Bienenzucht mit Vergnügen und gutem Erfolge betrieben.

Herr Pappel besuchte sogleich das Bienenhaus, that für dasselbe, was er für nöthig hielt, und meldete dann dem Schulmeister, wie er es gefunden und was er für dasselbe gethan habe. Dieser dankte ihm mit einem herzlichen Händedrucke, und sie schieden von einander.

Herr Pappel suchte wieder das Freie, machte einen langen Spatziergang, empfand aber von den Schönheiten der Natur weit weniger, als sonst, weil er ganz in sich selbst gekehrt war. Ihm kam es vor, als wenn Gott durch seine Vernunft ihm befehle, er solle während des Schulmeisters Krankheit sein Amt versehen. Aber doch konnte er sich noch nicht vollkommen überzeugen, daß er ihn recht verstanden habe. Dieß war die Ursache seines langen Spatzierganges, der sich mit dem Vorsatze endigte, aus dem Munde des Predigers zu vernehmen, ob ihn Gott wirklich zur

Schularbeit berufen habe. Als er daher zu Tische kam, sprach er sogleich von seinem Besuche, den er dem alten Schulmeister gemacht hatte. Dieß veranlaßte den Prediger, diesem eine sehr warme Lobrede zu halten, die sich mit den Worten schloß: sein Verlust wird unersetzlich sein. Seit zwölf Jahren hat er nie ein Kind geschlagen; und doch folgten ihm alle auf den Wink. Seine Schule war ein Muster von Ordnung und Pünktlichkeit. Seine Schüler brachten es im Lesen, Schreiben und Rechnen so weit, daß sie allgemein bewundert wurden. Was mir aber schätzbarer als dieß Alles ist: er wußte seinen Schülern einen religiösen Sinn mitzutheilen. O Briefer! Briefer! Dein Verlust wird unersetzlich sein!

Nach aufgehobener Tafel beredete Herr Pappel den Prediger, ihm noch eine Viertelstunde zu schenken und mit ihm in den Garten zu gehen.

Bei dem Eintritte in denselben, da er ohne Zeugen mit dem Prediger sprechen konnte, sagte er: Beinahe hätte ich Lust, während des Schulmeisters Krankheit den Schulunterricht zu übernehmen.

Pr. Das wollten Sie?

P. Das wollte ich, auf den Fall nämlich, wenn Sie mich dazu für tüchtig hielten.

Pr. Haben Sie schon Kinder unterrichtet?

P. Ehe ich zu einem Amte angestellt wurde, habe ich mich sechs Jahre mit der Unterweisung der Kinder eines Edelmannes beschäftigt.

Pr. Nun, wie gefiel Ihnen diese Beschäftigung?

P. Sehr wohl. Die Unterhaltung mit den Kleinen machte mir Freude, und sie hingen an mir mehr, als an dem Vater.

Pr. Das höre ich gern. Aber was für eine Philosophie haben Sie studirt?

P. Die Kantische und Fichtische.

Pr. So! ich habe sie nicht studirt und kann also über ihren Werth oder Unwerth nicht urtheilen. Aber, lieber Freund! in meiner Schule soll weder die Kantische noch Fichtische Philosophie, sondern die Religion Jesu gelehrt werden.

P. Dessen bescheide ich mich gern. Aber darf ich wissen, was Sie zur Religion Jesu rechnen?

Pr. Wenig und viel, wie Sie wollen. Ich setze Sie in völlige Ueberzeugung von dem Dasein Gottes, der nicht nur die Welt, sondern auch die Schicksale der Menschen regiert, und als Vater ihr Bestes besorgt; in kindliches Vertrauen zu ihm, in Bereitwilligkeit, seinen Willen, besonders durch Erfüllung der Pflichten der Menschenliebe und Selbstbeherrschung zu thun, und in Glauben an Unsterblichkeit. Das ist, nach meiner Ueberzeugung, das Wesentliche der Religion Jesu.

P. So lehrte einst auch Spalding mich die Religion Jesu.

Pr. Von diesem haben Sie die Religion gelernt? Nun da hoffe ich von Ihrem Unterrichte das Beste.

Doch erlauben Sie mir, daß ich Ihnen noch ein Paar Gewissensfragen vorlege. Sagen Sie mir aufrichtig, was für eine Vorstellung haben Sie von Gott?

P. Diejenige, die uns Jesus von ihm gegeben hat; ich denke mir ihn als unsern Vater, der im Himmel ist.

Pr. Dabei bleiben Sie! keine Vorstellung ist so wahr, so faßlich für den gemeinsten Menschenverstand, so beruhi-

gend, so seelenerhebend, als diese: unser Vater der du bist im Himmel. Das Wort Vater deutet auf die höchste Liebe; das Wort Himmel auf die höchste Weisheit und Macht. Von diesem Vater im Himmel müssen Sie nun immer mit Wärme und Hochachtung sprechen, damit Ihre Schüler es merken, daß Sie selbst von seinem Dasein vollkommen überzeugt sind.

Auch müssen Sie Ihre Schüler dazu gewöhnen, alles was sie sehen und hören, alles was ihnen begegnet, in Beziehung auf Gott zu denken. Schon deßwegen bleibt die Bibel mir immer ein sehr schätzbares Buch, da sie die Menschen gewöhnt, alles in Beziehung auf Gott zu denken. Die Natur stellt sie vor als sein Werk, die Schicksale der Menschen als seine Sch ckungen, ihre Arbeiten als seine Aufträge, u. s. w.

Wie wollen Sie denn Ihre Schüler von dem Dasein Gottes überzeugen?

P. Dadurch, daß ich sie auf seine Werke aufmerksam mache.

Pr. Da sind wir wieder einerlei Meinung. Wo eine weise Einrichtung ist, da muß ein weiser Urheber sein. Die weise Einrichtung der Welt leuchtet jedem in die Augen; daß sie also einen weisen Urheber haben müsse, ist unläugbar, und jedes Kind kann diesen Beweis fassen. Was wollen Sie Ihren Kindern sonst noch von der Natur und dem Wesen Gottes sagen?

P. Nichts, denn ich weiß selbst nichts davon.

Pr. Wollte Gott, daß doch Alle dieses Geständniß ablegten. So lange der Mensch sich selbst noch ein Geheimniß ist und alle seine Umgebungen ihm Räthsel sind — was

soll man von ihm denken, wenn er ergründen will, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat?

Was halten Sie vom Gebete?

P. Sehr viel. Mir ist es das kräftigste Mittel, den menschlichen Geist zu veredeln, und ihm von der Sinnlichkeit und dem Sichtbaren die möglichste Unabhängigkeit zu verschaffen.

Pr. Ich merke schon, daß wir auch in Ansehung des Gebets einerlei Meinung sind. Sie werden es also nicht in Hersagung gewisser Formeln setzen, sondern als ein Geschäft des Geistes betrachten, wodurch Sie nicht auf die Dinge, die um Sie sind, sondern auf sich selbst wirken wollen.

P. Gerade so denke ich vom Gebete.

Pr. Ich muß Ihnen sagen, daß von Allem, was Jesus für die Menschheit that, nichts innigere Hochachtung für ihn mir einflößte, als seine Anweisung zum Gebete. Sie ist durchaus der Natur des menschlichen Geistes angemessen. Nichts vermag ihn auf einen so hohen Standpunkt zu erheben, wo das Vergängliche den Blicken entschwindet und das Ewige sichtbar wird, als die lebhafte Vorstellung des Schöpfers Himmels und der Erde; nichts kann ihm eine so reine Sittlichkeit einflößen, als das öftere Andenken an den Vater, der in das Verborgene sieht; und unter dem Drucke der Leiden ist nichts vermögend ihn so aufzurichten, bei schweren Unternehmungen nichts im Stande, ihn so zu stärken, als der, durch das Gebet gewirkte Glaube an den Beistand des Vaters im Himmel. Ja, ich bin gewiß überzeugt, daß der Mensch, der nach dem Sinne Jesu beten lernte, zwar kein Heiliger, aber doch ein rechtschaffener Mensch werden werde, dem die Erfüllung der Pflicht am

Herzen liegt; der zwar nicht vor Verirrungen, aber gewiß gegen das Laster geschützt ist. Und die höchste Wirksamkeit, die jedem Menschen, nach dem Maaße der ihm verliehenen Kräfte, möglich ist, verschafft ihm gewiß das Gebet.

P. Ich bin von allem diesem fest überzeugt. Wie soll ich es aber dahin bringen, daß meine Schüler nach Jesu Anweisung beten lernen?

Pr. Dadurch, daß Sie immer mit Achtung und Wärme von Gott und dem Gebete sprechen; ihnen richtige Vorstellungen vom Gebete beizubringen suchen, und zu den Gesängen, welche bei dem Anfange der Schule angestimmt werden, immer Verse wählen, in welchen der Geist Jesu wehet.

P. Soll ich sie nicht auch dazu anhalten, daß sie bisweilen aus dem Herzen beten?

Pr. Das thun Sie nicht. Die öffentlichen Gebete aus dem Herzen führen zur Heuchelei. Der beste Ort für das Gebet aus dem Herzen ist der einsame. Ein Kind, das Ihren Vortrag gefaßt hat, wird schon von selbst beten lernen; und geschieht es auch nicht sogleich, so wird es doch gewiß geschehen, wenn die Tage der Trübsal eintreten. Hat es dann die Kraft des Gebets nur einmal an sich empfunden, so wird es gewiß öfter davon Gebrauch machen.

Herr Pappel, durch diese Unterredung belehrt und gestärkt, fühlte in sich wirklich Drang, den Samen des Guten in die Herzen der Jugend auszustreuen, und er würde vollkommen beruhigt sein nächtliches Lager bestiegen haben, wenn nicht ein geheimer Kummer, der schon seit einigen Tagen an seinem Herzen nagte, seine Gemüthsruhe gestört hätte. Vor einem Jahre würde eine solche Kleinigkeit ihn nicht gekümmert haben; aber jetzt, da in seinem Innern eine

so starke Veränderung vorgegangen war, lag sie ihm wie ein Stein auf dem Herzen — es waren die fünf Thaler, die er von Meister Riß geborgt hatte.

Zwar fehlte es ihm nicht an Gründen, die Zahlung zu verzögern; er konnte ja dieß Geld nicht entbehren, da von den vier Friedrichsd'ors, aus denen seine Kasse bestand, bereits einer vereinzelt war, und er die übrigen zur Unterhaltung seiner Kleidung und Anschaffung allerhand kleiner Bedürfnisse höchst nöthig brauchte. Auch hatte er nicht eher, als bis nach seiner Hochzeit, Zahlung zu leisten versprochen. Allein diese Gründe, mit denen er sich vor der Welt hätte rechtfertigen können, vermochten doch nicht, ihn wegen Verzögerung der Zahlung zu beruhigen. Ehe er sich also dem Schlafe überließ, suchte er erst darüber in's Klare zu kommen; er legte dem Richter in ihm die Sache zur Entscheidung vor, und erhielt das Urtheil: zahle Die Gründe, auf welche dieses Urtheil sich stützte, waren: weil diese fünf Thaler nicht ihm, sondern dem Meister Riß gehörten, und dieser sie ihm nur unter der Voraussetzung vorgeschossen habe, daß er nächstens seine Hochzeit halten werde.

Das erste Geschäft des folgenden Tages war also die Ausfertigung eines Briefs an seinen Gläubiger, in welchem er freimüthig gestand, daß Alles, was er ihm von Beraubung der Extrapost, seiner Beförderung, bevorstehenden Hochzeit u. dgl. gesagt habe, Erdichtung gewesen sei, zu welcher ihn der Hunger genöthigt, dessen Stillung ihm Meister Riß versagt habe; daß er das baar vorgeschossene Geld, nebst einem Thaler für die Mahlzeit, ihm hier überschicke, und die von seiner Mutter hinterlassenen Schulden bezahlen wolle, sobald er in bessere Umstände käme.

Die Ausfertigung des Briefes und die Einsiegelung des Geldes waren ihm sauer geworden. Da das Geschäft aber geendigt war, so fühlte er sich auch leichter und heiterer, und führte zu Mittage mit seinem biedern Wirthe ein vergnügtes Tischgespräch.

Dieser lud ihn nun wieder zu einem Spatziergange in den Garten ein, wo er seine lehrreiche Unterredung über das Geschäft, dem Herr Pappel sich nun zu widmen entschlossen hatte, fortsetzte.

Sie wollen also, lieber Herr Pappel, sagte er, die verdienstliche Arbeit übernehmen, unsere Jugend zu unterrichten. Ehe ich Ihnen dasselbe aber anvertrauen kann, muß ich erst wissen, ob Sie die Jugend kennen. Einige schildern uns die Kinder als Engel, Andere als Geschöpfe, die von Natur zu allem Guten untüchtig und zu allem Bösen aufgelegt wären. Was halten Sie davon?

P. Für Engel kann ich sie nicht halten; geradezu will ch aber auch nicht behaupten, daß sie zu allem Guten untüchtig und zu allem Bösen aufgelegt wären. Zu läugnen ist es freilich wohl nicht, daß ein ursprüngliches oder angeerbtes Böse in ihnen wohne.

Pr. Wirklich? Da muß ich sehr kurzsichtig sein; weil ich in meinem vieljährigen Amte noch keine Spur davon habe bemerken können.

P. Ich erstaune. Eine solche Behauptung hätte ich mir von Ihnen nicht vermuthet. Haben sie denn noch nicht bemerkt, daß bei allen Kindern die Sinnlichkeit über die Vernunft das Uebergewicht habe?

Pr. Ich werde es ja bemerkt haben. Ist dann aber dieß etwas angeerbtes Böses? Nach der vom Schöpfer gemachten Einrichtung der menschlichen Natur kann es ja nicht

anders sein. Nach dieser sollte der Mensch im Mutterleibe Pflanze, nach dem Austritte aus demselben Thier sein, und aus dem Thiere sich der Mensch entwickeln. Wollten Sie das Stehen auf einer niedern Stufe ein ursprüngliches Böses nennen, so ist es auch das anfängliche Kriechen und die Sprachlosigkeit der Kinder, so ist es auch der Raupenzustand des Schmetterlings und die Baumblüthe, die einst Frucht werden soll.

P. Ich will Ihnen dieß zugeben. Haben Sie denn aber noch nie bei Kindern Bosheit, Neigung zum Lügen, Stehlen, zur Unkeuschheit und allen Lastern bemerkt?

Pr. Sehr oft.

P. Und wollen doch das angeerbte Böse läugnen?

Pr. Das läugne ich, so lange ich lebe. Beobachten Sie die Kinder etwas genauer, und wenn Sie bei manchen eine starke Neigung zum Bösen, oder wohl gar Fertigkeit in demselben wahrnehmen, so erkundigen Sie sich nur nach den Personen, mit denen sie bisher umgingen und nach der Art, wie sie behandelt wurden, und Sie werden dem Ursprunge des Bösen gewiß auf die Spur kommen, und finden, daß es den Kindern durch die Erwachsenen, entweder, durch Beispiel oder durch die verkehrte Art der Behandlung sei beigebracht worden, daß es also nicht ursprünglich, sondern eingeimpft sei.

Es ist mir sehr wichtig, Sie zu der Ueberzeugung zu bringen, daß die Kinder von Natur nicht böse sind, und daß das Böse ihnen eingeimpft werde. Ohne diese wird Ihnen das Schulamt äußerst lästig sein. Denn was für Freude kann die Beschäftigung mit tückischen, boshaften allem Guten abgeneigten Menschen gewähren? Nur der Glaube, daß die Menschen von Natur nicht böse sind,

kann Ihnen die nöthige Heiterkeit verschaffen. Sie werden dann täglich mannichfaltige Aeußerungen der Unbesonnenheit, der Sinnlichkeit, der Thorheit sehen, und sich darüber so wenig ärgern, als über die Unwissenheit, welche die Kinder mit in die Schule bringen. Es sind Kinder, werden Sie denken, von denen man nicht erwarten kann, was ein gebildeter Jüngling leistet. Finden Sie aber wirklich Spuren von Lügen, Dieberei, Unfolgsamkeit u. dergl., so werden Sie, statt die Kinder zu mißhandeln, lieber der Quelle ihrer Untugenden nachspüren, und sie zu verstopfen suchen.

Hier will ich Ihnen noch Salzmanns Krebsbüchlein und Ameisenbüchlein mitgeben, in welchen diese Materie weitläufiger abgehandelt ist. *)

Bei der nächsten Unterredung versicherte Herr Pappel, daß er dem Glauben an das angeerbte Böse entsagt habe. Den folgenden Sonntag wurde von der Kanzel verlesen, daß der Schulunterricht wieder anfangen solle, und — er fing an.

Wer ihn aber anfing, war — der Prediger. Herr Pappel war blos Zuhörer, und nur nach und nach übernahm er einen Theil des Unterrichts in des Predigers Gegenwart. Dieser war mit ihm zufrieden, wies ihn zurecht, wenn er fehlte, und ermunterte ihn, den Muth nicht sinken zu lassen. Nur die Uebung verschaffe Fertigkeit im

---

*) Man verzeihe dem Verfasser, daß er seine eigenen Schriften empfiehlt. Es geschieht dieß blos deßwegen, weil ihm keine andern bekannt sind, in welchen der wahre Ursprung des menschlichen Verderbens so anschaulich wäre gezeigt worden.

Unterrichten, sagte er oft zu ihm, und diese werde sich gewiß finden, wenn jene ununterbrochen fortgesetzt werde.

Freilich konnte die ihm ganz ungewohnte Arbeit, der Mangel an Aussichten u. dergl. Herrn Pappel leicht muthlos machen; aber der Glaube, daß Gott ihm dieß Geschäft angewiesen habe, erhielt ihn aufrecht.

Nach wenigen Wochen wurde dem alten Schulmeister Briefer die Fessel abgenommen, die ihn an die Erde band, und Herr Pappel war in seinen letzten Stunden um ihn. Die Heiterkeit, mit welcher er die letzte Stunde erwartete, die Dankbarkeit, mit welcher er die von Gott erhaltenen Proben seiner Fürsorge rühmte, die Freudigkeit, mit welcher er in die Zukunft blickte, machten starken Eindruck auf Herrn Pappel, und erregten in ihm den Wunsch, daß sein Ende einst auch sein möchte, wie das Ende dieses Gerechten.

Noch tiefern Eindruck machte auf ihn das Leichenbegängniß. Es wurde ohne Prunk, aber so vollzogen, daß es des Verstorbenen Verdienst stärker aussprach als Kanonendonner, Trauercantaten, ein Heer von gedungenen Begleitern und Oden und Lobreden es hätten thun können. Die Begleiter der Leiche waren die Glieder der Gemeinde, die großentheils von Briefern erzogen waren. Ihre Thränen, ihre Seufzer, ihr Schluchzen, bezeugten, wie innig sie den Werth ihres Lehrers fühlten. Aber als am Grabe der Sarg geöffnet wurde, und nun die Begleiter sich um ihn drängten, um die kalten Hände ihres Lehrers noch einmal zu drücken, und ihm ihren herzlichen Dank abzustatten: so konnte es Herr Pappel nicht länger aushalten, sondern mußte sein Gesicht von dem Auftritte wegwenden und es hinter das Schnupftuch verbergen.

Seinem Herzen stand aber noch eine andere Erschütterung bevor — die Leichenrede des Predigers. Sie handelte von dem großen Verdienste eines rechtschaffenen Schullehrers. Der Ton, aus welchem er sprach, war herzlich, und kein Wort verfehlte seine Wirkung.

Am Ende der Rede wurde die Anwendung auf den verstorbenen Briefer gemacht. „Von seinen Verdiensten viel zu reden," sagte der Prediger, „ist unnöthig, da sie jedem von euch vor Augen stehen. Ein gewisser Adeliger zog in ein fernes Land, und übergab die Verwaltung seines Guts, das sehr in Verfall gekommen war, einem seiner Unterthanen. Bei seiner Rückkehr fragte er denselben: wie hast du mein Gut verwaltet? Untersuchen Sie es selbst, war seine Antwort. Er untersuchte es, und fand öde Strecken Land in fruchtbare Aecker umgeschaffen, Sümpfe ausgetrocknet und zu Wiesen gemacht, kahle Berge mit Fruchtbäumen bepflanzt. Der Anblick der mannichfaltigen Verbesserungen, die der Adelige auf seinem Gute wahrnahm, war die beste Lobrede auf den Verwalter, und dieser erhielt von seinem Herrn die Versicherung, daß er als ein rechtschaffener Mann gehandelt habe."

„So ist auch die Uebersicht dessen, was Briefer in unserer Gemeinde geleistet hat, für ihn die beste Lobrede. Ihr wenigen Greise, die Ihr noch bei Briefers Einführung zugegen waret, erinnert Ihr Euch, wie traurig es damals in unserer Gemeinde aussah! Wie groß war da die Unwissenheit! wie sehr hatte Trunkenheit, Unzucht und Spielsucht um sich gegriffen! was für kostspielige Processe wurden geführt! wie verwildert waren die Aecker! wie elend die Viehzucht! wie groß war die Schuldenlast, von welcher die Gemeinde, und fast jedes Glied der Gemeinde

gedrückt wurde! so groß war sie, daß alle Einkünfte kaum hinreichten, die Zinsen davon zu bezahlen!“

„Und wie sehr hat sich seit Briefers Amtsführung durch eine Berufstreue Alles verändert! Du, meine liebe Gemeinde, die Du jetzt über Deine Pflichten so gut belehrt bist, so lehrreiche Schriften in den Händen hast; in welcher seit zehn Jahren kein Proceß geführt wurde, aus der die sonst herrschenden Laster verbannt sind! Du, meine liebe Gemeinde, die jetzt schuldenfrei ist, Ihr wallenden Saatfelder, Ihr neugepflanzten Obstwälder, Ihr fröhlichen Heerden, Ihr prediget das Lob des seligen Briefer so eindringend, daß ich nicht nöthig habe, weiter etwas hinzuzusetzen.“

„Und wann einst der Weltrichter alle Geschlechter der Erde um sich versammeln wird, wie viele Selige werden dann zu dem verklärten Briefer sich drängen, und ihm zurufen:

Heil sei dir, denn du hast mein Leben,
Die Seele mir gerettet du;
O Gott! wie muß das Glück erfreun,
Der Menschenseelen Retter sein.“

Unmittelbar an diese Predigt schloß sich die Trauerversammlung mit dem Gellert'schen Verse an: „Dann ruft, o möchte Gott es geben,“ u. s. w., welchen Herr Pappel durch die Orgel mit ungemeiner Herzlichkeit begleitete.

Bei dem Ausgange spielte er die Melodie zu den beiden letzten Zeilen: O Gott, wie muß das Glück erfreun u. s. w. mit mancherlei Abänderungen, in die er sich so verlor, daß das Nachspiel wohl eine Viertelstunde dauerte, und der Prediger wohl merkte, daß der Herr Organist

in dem Nachspiele die Empfindungen seines Herzens aussprach.

Diese Empfindungen waren so lebhaft, daß sie bei ihm den Entschluß bewirkten, das Schullehreramt statt des verstorbenen Briefer anzunehmen. Beinahe wäre er dem Drange seines Herzens gefolgt, und hätte sich zu diesem Amte bei dem Prediger gemeldet. Der Prediger war aber an diesem Tage mit so vielen Menschen umgeben, daß er ihn keine Stunde allein sprechen konnte.

Unterdessen folgte ihm dieser Entschluß in sein Zimmer, wo er die Handschrift auf seinem Tische fand, welche der Herr Major von Ehrenfest ihm beim Abschiede zu seiner Belehrung übergeben hatte. Der Anblick derselben erinnerte ihn nachdrücklich an den wichtigen Inhalt, und brachte ihn zu der Ueberzeugung, daß er dem Drange seines Herzens nicht blindlings folgen dürfe, sondern erst Gott um Rath fragen müsse. Zu diesem wichtigen Geschäfte war aber jetzt seine Seele nicht ruhig genug.

Die Neigung, als Schullehrer Menschenseelen zu retten, war jetzt bei ihm zur Leidenschaft geworden, und ihm ahnete, daß wenn er jetzt Gott um Rath fragen wollte, die Leidenschaft die Stelle der Vernunft einnehmen, und die Antwort bestimmen werde.

Er warf sich also auf sein Lager, empfahl die Leitung seines Schicksals seinem himmlischen Vater, und der Glaube, daß dieser ihm seinen Willen gewiß bekannt machen werde, wiegte ihn in einen sanften Schlummer ein.

Durch diesen gestärkt, fühlte er sich bei seinem Erwachen heiter genug, sich der Gottheit zu nähern, und die Offenbarung ihres Willens von ihr zu erbitten. Es gelang ihm, sich über das Sichtbare zu erheben, und den ewigen

Vater und in dessen Händen die Zügel zu erblicken, durch welche er die menschlichen Schicksale lenkt. Nachdem er ihn nun gefragt hatte: Soll ich, als Schullehrer, für Rettung der menschlichen Seelen thätig sein? erhielt er zur Antwort: wenn du dazu berufen wirst.

Dadurch wurde er vollkommen beruhigt; ohne Gottes Willen, dachte er, darfst du dieses Amt schlechterdings nicht annehmen. Die Seligkeit, Menschenseelen zu retten, von welcher du begeistert bist, ist ein Geschöpf deiner Einbildungskraft, dem du nicht folgen darfst. Tausend Umstände können von Innen und Außen eintreten, die deine Wirksamkeit schwächen und deine Wünsche vereiteln. Nur dem, der alles weiß, ist es bekannt, ob du auf diesem Platze, den du dir wünschest, das Gute wirken werdest, das du, nach seinem Willen, wirken sollst. Weiß er, daß du auf diesem Platze das dir möglichste Gute wirken kannst, so ist es ihm etwas Leichtes, dich dazu zu berufen.

Schon an diesem Tage geschah an ihn ein leiser Ruf. Ehe er sich zu Tische setzte, nahm ihn der Prediger bei der Hand, führte ihn auf ein besonderes Zimmer, und sagte: Sie haben, lieber Herr Pappel, unsere Schuljugend bisher so gut unterrichtet, daß es mich sehr schmerzen würde, wenn Sie dieselbe über lang oder kurz wieder verließen.

P. Mir würde die Trennung nicht weniger schmerzhaft sein.

Pr. Diesen Schmerz könnten Sie sich ersparen, wenn Sie sich entschlössen, unser Schullehrer zu werden. Glänzend ist dieser Posten freilich nicht.

P. Es war eine Zeit, da der Glanz mich blendete, und wenn Sie mir vor einigen Jahren diesen Antrag gemacht hätten, so gestehe ich Ihnen, daß ich ihn als Belei-

digung würde aufgenommen haben. Jetzt denke ich, Gottlob! anders und weiß den Glanz von der Sache zu unterscheiden. Ich gestehe es Ihnen also, daß ich Neigung habe, dieses Amt anzunehmen. Aber meine Neigung darf mein Führer nicht sein. Ich muß die Ueberzeugung haben, daß es Gottes Wille sei, daß ich Lehrer der Rosenfeld'schen Jugend werden soll.

Pr. Nun diese Ueberzeugung kann Ihnen nicht fehlen. Hat Sie Gott nicht zu uns geführt? Haben Sie nicht zum Jugendunterricht die nöthige Geschicklichkeit? Haben Sie nicht meine und der ganzen Gemeinde Achtung? Werden Sie nicht von den Schulkindern geliebt? Ist dieß alles nicht Beweises genug, daß Sie Gott zu unserm Schullehrer bestimmt habe?

P. Für den gegenwärtigen Augenblick. Deßwegen habe ich mich auch sogleich entschlossen, dieses Geschäft auf einige Zeit zu übernehmen. Etwas ganz anderes ist es aber, wenn ich mich zu diesem Amte verbindlich machen soll. Dazu erwarte ich eine deutlichere Erklärung des göttlichen Willens. Sie und ich können nicht in die Zukunft sehen. Wir wissen nicht, welche Umstände künftiges Jahr vielleicht eintreten, die meinen Unterricht fruchtlos machen; wir wißen nicht, ob mir Gott einen andern Platz zugedacht habe, wo ich mehr Gutes stiften kann, als hier. Dieß alles ist nur Gott bekannt. Ich kann also von meinem Vaterlande, welches das erste Recht auf meine Dienste hat, mich nicht trennen, und die vorige Laufbahn, auf die mich Gott leitete, verlassen, wenn ich nicht von ihm zum Schullehrer in Rosenfeld berufen werde.

Pr. Erwarten Sie denn eine Stimme vom Himmel?

P. Das nicht. Die Menschen sind sehr oft das Werk-

zeug, dessen sich Gott bedient, um uns seinen Willen kund zu thun.

Pr. Nun so vernehmen Sie denn durch mich den Willen Gottes. Ich berufe Sie zum Schullehrer in Rosenfeld.

P. Haben Sie dazu das Recht?

Pr. Das Recht, das Schullehreramt in Rosenfeld zu besetzen, kommt freilich dem Oberconsistorium in Dresden zu. Da dieses aber viel Zutrauen zu mir hat, so wird es gewiß auf meine Empfehlung Rücksicht nehmen. Setzen Sie nur eine Bittschrift um Ertheilung dieses Amtes auf, so wird es Ihnen nicht versagt werden.

P. Dieß werde ich nicht thun.

Der Prediger brachte noch verschiedene Gründe vor, um Herrn Pappel zur Aufsetzung einer Bittschrift zu bewegen, richtete aber damit nichts aus; sie schieden von einander, und beide Theile vermieden es, von dieser Sache weiter zu reden.

Unterdessen beruhigte sich Herr Pappel durch die Vorstellung, daß er dem Willen Gottes gemäß handele, und durch die Erwartung, daß dieser ihm deutliche Winke geben werde, was er ferner zu thun und zu lassen habe. Seine Geschäfte setzte er mit möglichster Treue fort.

Nach ein Paar Wochen aber trat ein Umstand ein, der ihn ganz aus seinem Gleichmuthe brachte. Der Bruder des verstorbenen Briefer, ein begüterter Pachter, traf ein, um des Verstorbenen Verlassenschaft in Besitz zu nehmen. Da dieser Mann durch seine Miene, Sprache und Handlungsart ganz den Charakter zu erkennen gab, den Herr Pappel in dem Schullehrer Briefer geehrt hatte, so wurde sein Herz sogleich zu ihm hingezogen. Noch mehr

aber wurde es gezogen zu seiner zwanzigjährigen Tochter, die ihren Vater begleitet hatte. Schön war sie eben nicht, aber ihre holdselige Miene, ihr freundlicher Blick, ihr natürlicher ungezwungener Anstand, ihre Urtheile, davon jedes Herzensgüte und gesunden Verstand ausdrückte, hatten wirklich etwas Anziehendes, und zogen Herrn Pappel nur zu sehr an.

Kaum hatte er die Rechnung mit ihrem Vater abgethan, so näherte er sich ihr, und sagte: Ihr guter Vetter war ein vortrefflicher Mann!

Ja das war er! war die Antwort.

Und nun ergossen sich beider Herzen, durch wechselseitiges Gespräch, in das Lob des Verklärten. Amalien entwischten ein Paar Thränen, die auch Herrn Pappels Augen einige entlockten. So schmolzen beide Herzen, ohne daß sie es selbst merkten, zusammen; vielleicht wären noch stärkere Thränengüsse erfolgt, wenn nicht der Vater die Tochter erinnert hätte, ihm bei dem Einpacken behülflich zu sein. Sie befolgte seinen Befehl, und daß ihr Herr Pappel nach Vermögen hülfreiche Hand leistete, versteht sich von selbst.

Sie reisten ab — Herr Pappel verfolgte sie mit seinen Blicken, bis der Wagen seinen Augen verschwand — mit ihm verschwand auch seine Gemüthsruhe. Er war zu keinem Geschäfte aufgelegt. Die nächste Nacht kam wenig Schlaf in seine Augen, und an dem Unterrichte, den er den folgenden Tag der lieben Schuljugend gab, hatte sein Herz keinen Antheil. Bei Tische war seine Unterredung mit dem Prediger sehr einsylbig, und er entfernte sich früher als gewöhnlich, unter dem Vorwande, daß er dringende Geschäfte habe.

So schlich er einige Tage, ganz in sich gekehrt, umher, ohne etwas Anderes zu sehen, als — Amalien, deren Bild ihm beständig vorschwebte. Umsonst machte er einige schwache Versuche, sich zur Gottheit zu erheben — es war ihm unmöglich; er konnte weiter nichts thun, als sich ihrer väterlichen Leitung zu empfehlen.

Am Morgen nach einer unruhigen Nacht erwachte er, und statt daß sonst sein erstes Geschäft Preis und Dank war, beschäftigte sich seine Einbildungskraft mit Amalien. Amalie! Amalie! sagte er ganz leise, du bist der Engel, durch den mich Gott zum Schullehrer in Rosenfeld beruft. Ich vernehme deine Stimme, Allgütiger! ich werde ihr gehorchen; und da ich dieß Amt nicht anders als durch eine Bittschrift erlangen kann, so will ich sie aufsetzen.

Mit diesem Entschlusse verließ er sein Lager, ging in die Schule, erklärte der lieben Jugend das sechste Hauptstück des Katechismus Lutheri, und arbeitete, während der Erklärung, seine Bittschrift aus. Die natürliche Folge von dieser Abwesenheit der Gedanken war — daß die liebe Jugend unruhig wurde, seine gute Laune ihn verließ, und sein Ton eine gewisse Unfreundlichkeit bekam, die er sonst nicht kannte. Oft sah er nach der Sanduhr, ob sie nicht bald ausgelaufen sei, und da sie ihm so sehr langsam zu laufen schien, so schüttelte er ein paarmal daran, in der Meinung, daß sie stocke.

Endlich war sie ausgelaufen — die Schule wurde geschlossen, und er zog sich an, um zu dem Prediger zu gehen und ihm seinen Entschluß, die Bittschrift aufzusetzen, mitzutheilen.

Ehe er aber wirklich ging, öffnete er erst sein Schreibepult, um daraus einige Papiere mitzunehmen. Da fiel

ihm der, ihm vom Major von Ehrenfest mitgetheilte Aufsatz wieder in die Augen. Er hatte ihn so oft durchgelesen, daß bei der Erblickung der ganze Inhalt desselben seiner Seele vorschwebte, und sie bis in's Innerste erschütterte.

Gedankenvoll trat er an das Fenster. Ist die Stimme, sagte er zu sich selbst, die du jetzt in deiner Brust vernimmst, auch die Stimme des Ewigen? Hat nicht vielleicht die Leidenschaft seine Stimme eingenommen? Gewiß, so ist es. Die Liebe zu Amalien hat sich meiner bemächtigt, sie hat die Vernunft verdrängt und sie zu ihrem Dienste gezwungen. Fürwahr, in diesem Zustande darfst du nicht handeln.

Er schloß also sein Pult, machte noch einen Spatziergang in's Freie, und ging dann zum Prediger, ohne ihm das Geringste von dem Entschlusse merken zu lassen, den ihm in der Morgendämmerung die Liebe eingegeben hatte.

So ging er noch einige Tage unruhig umher, immer zweifelhaft, ob es auch wirklich Gottes Wille sei, daß er die Schullehrerstelle nur unter der Bedingung annehme, wenn er dazu berufen werde.

Endlich gelang es ihm, seine Vernunft zu entfesseln, sich zu dem Ewigen emporzuschwingen, und zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß er wirklich seinen Willen thue, und verbunden sei, ihm die Liebe zu Amalien aufzuopfern.

Er brachte dieß Opfer mit blutendem Herzen, fühlte sich aber ungemein beruhigt, nachdem er den Sieg über seine Leidenschaft errungen hatte.

Von nun an konnte er seine Geschäfte mit der gewöhnlichen Freudigkeit fortsetzen, und an des Predigers Tischgesprächen wieder herzlichen Antheil nehmen.

Als einst die Tafel aufgehoben war, nahm ihn der Prediger in ein Nebenzimmer, und fragte ihn: Sie können also, lieber Herr Pappel! sich wirklich nicht entschließen, das Schulamt anzunehmen, wenn Sie nicht dazu berufen werden?

Diese Frage brachte ihn außer Fassung; bald aber sammelte er sich und sagte entschlossen: nein.

Nun, antwortete der Prediger, indem er ihm ein Schreiben überreichte, hier haben Sie den Ruf.

Mit zitternder Hand öffnete er das an ihn gerichtete Schreiben, und fand darinne wirklich eine Einladung vom Oberconsistorium zum Schulamte in Rosenfeld, unter der Bedingung, daß er sich dem gewöhnlichen Examen unterwürfe, und in demselben zeige, daß er die erforderlichen Kenntnisse besäße.

Sogleich umarmte er den Prediger und sagte: Nun bin ich der Ihrige mit Leib und Seele.

Pr. Also wollen Sie sich wirklich dem Examen unterwerfen?

P. Warum nicht?

Pr. Getrauen Sie sich aber auch in demselben zu bestehen?

P. Da müßte ich meine Zeit sehr übel angewendet haben, wenn ich nicht so viele Kenntnisse besäße, als —

Pr. Als man von einem Schulmeister verlangt? Ich glaube gern, lieber Freund! daß Sie weit mehr wissen, als man von einem Schullehrer verlangt. Man wird Sie aber weder über die Philosophie, noch über die Mathematik, weder über die alten noch neuen Sprachen befragen, sondern man wird Sie prüfen, ob Sie auch den Lehrbegriff

der lutherischen Kirche richtig aufgefaßt haben. Sind Sie mit demselben bekannt?

P. Da muß ich freilich meine Unwissenheit gestehen.

Pr. Thut nichts. Sie haben bis zum Examen vier Wochen Zeit. Hier haben Sie eine Schrift, in welcher Sie den Lehrbegriff unserer Kirche kurz und bestimmt ausgedrückt finden. Studiren Sie ihn fleißig, und erlauben mir, daß ich Sie täglich ein Viertelstündchen darüber examiniren darf, so wird Alles gut gehen.

Herr Pappel verließ den Prediger in einer Art von Entzückung; weil er nun gewiß wußte, daß er sich auf Gottes Wege befände, und die Hoffnung hatte, daß ihn derselbe zum Besitz seiner Amalie führen werde.

Als er aber in einer heitern Stunde seine Vernunft fragte, wie er sich in Ansehung des geliebten Gegenstandes zu verhalten habe? erhielt er zur Antwort: er müsse ruhig sein, bis er im Examen gut bestanden wäre.

Die Befolgung dieses Orakelspruchs kostete ihm einen harten Kampf, da er schon einen Vorwand gefunden hatte, unter welchem er Amaliens Vater, und gelegentlich auch seiner Tochter einen Besuch machen wollte. Er kämpfte und siegte abermals.

Statt der Unterhaltung mit Amalien, die ihm seine Einbildungskraft unter den reizendsten Bildern vorgestellt hatte, unterhielt er sich täglich mit dem Prediger über das Geheimniß der Dreieinigkeit, die beiden Naturen in Christo, den Stand der Erhöhung und Erniedrigung, die sacramentliche Vereinigung des Leibes und Blutes Jesu mit Brod und Wein u. dergl.

Am Ende der vier Wochen hatte sein Gedächtniß Alles recht gut gefaßt. Er reiste also nach Dresden ab, un=

terwarf sich dem Examen, bestand gut, und erhielt ein sehr rühmliches Zeugniß.

Mit diesem eilte er zurück, und würde gleich den folgenden Tag zu Amalien geflogen sein, und ihr seine Liebe gestanden haben, wenn nicht die Achtung für seine Vernunft ihn zurückgehalten, und ihm gesagt hätte, daß er einen so wichtigen Schritt nicht thun dürfe, ohne erst dieselbe befragt zu haben.

In den ersten Tagen war er es nicht vermögend. Erst am vierten Tage war er im Stande, seine Leidenschaft zu besiegen und seine entfesselte Vernunft zu befragen: Soll ich mich um Amaliens Hand bewerben? Die Antwort, die erfolgte, war: wenn diejenigen, die sie genauer kennen, ihr ein gutes Zeugniß geben.

Er fragte weiter? Ist sie dir vom Ewigen bestimmt? und er erhielt zur Antwort: wenn sie dich liebt, und ihr Vater zur Verbindung mit ihr seine Einwilligung gibt.

Wie selig fühlte er sich nach diesem deutlichen, bestimmten Ausspruche. Er gelobte feierlich, daß er streng darauf achten wolle.

Noch eine Frage erlaubte er sich: Bei wem soll ich von Amalien genauere Erkundigung einziehen? Die Antwort, die erfolgte, war: bei dem Prediger.

Nachdem er bei diesem sein Mittagsmahl verzehrt hatte, bat er ihn um eine geheime Unterredung, die ihm sogleich gewährt wurde.

Bester Freund: sagte er, kennen Sie Amalie Briefer?

Pr. Recht gut.

P. Was können Sie mir von ihr sagen?

Pr. Mein lieber Herr Pappel! Ihre Frage kommt mir gar nicht unerwartet. Seit der Zeit, daß Sie Amalien

sahen und sprachen, bemerkte ich an Ihnen eine solche Zerstreuung, die mich in das Innerste Ihres Herzens blicken ließ.

Nie hörte ich von Amalien etwas Nachtheiliges. Sie hatte in der ganzen Nachbarschaft ein gutes Lob. Als ich aber Ihre Neigung zu ihr bemerkte, ging ich ein paarmal absichtlich zu ihrem Vater, um sie genauer beobachten zu können. Da habe ich sie als ein unschuldiges, anspruchloses Mädchen, von rechtschaffenem Herzen, gesundem und gebildeten, aber nicht überbildeten Verstande gefunden, das die Wirthschaft recht gut versteht. Ich wüßte Ihnen kein besseres Mädchen zu empfehlen. Aber freilich muß ich Ihnen sagen, daß sie etwas spröde ist. Drei Liebhaber, die sich um ihre Hand bewarben, hat sie schon zurückgewiesen.

P. Desto besser für mich. Hätte sie einem von diesen ihre Hand gegeben, so wäre sie ja für mich verloren. Ist sie mir von Gott bestimmt, so wird sie mir werden; wo nicht, so füge ich mich in Gottes Willen. Wollen Sie mir wohl erlauben, daß ich bei einer so wichtigen Veranlassung morgen und übermorgen die Schule aussetzen darf? — Die Erlaubniß wurde ertheilt.

Herr Pappel machte sich also auf den Weg, und dachte über nichts nach, als wie er einen Vorwand finden wolle, unter dem er zu einer geheimen Unterredung mit Amalien gelangen könnte.

Bei seinem Eintritte auf den Hof fand er sie mit Fütterung des Federviehs beschäftigt. Er blieb, von ihr unbemerkt, stehen. Als sie die Augen aufschlug und ihn erblickte, wurde sie roth; er näherte sich ihr, bat wegen

seines Besuchs um Verzeihung, und erkundigte sich, ob er ihren Vater nicht sprechen könne?

A. Meinen Vater? der ist zu einem benachbarten Freunde geritten. Ich bedaure — es ist mir wirklich Leid, daß Sie ihn nicht zu Hause finden. Wenn er gewußt hätte — gewiß, er hätte seine Reise aufgeschoben.

Herr Pappel, der auf einen Vorwand gesonnen hatte, Amalien allein sprechen zu sprechen, konnte es jetzt ohne allen Vorwand thun. Aber — die Zunge war ihm wie gelähmt. Er schlug die Augen nieder, zupfte an seinem Hute, und sagte nach einigem Besinnen: So werde ich mich also Ihnen empfehlen und meinen Besuch auf eine andere Zeit verschieben müssen.

A. Es thut mir wirklich Leid.

P. Mir nicht weniger. Wenn werde ich den Herrn Vater wohl zu Hause treffen?

A. Gewöhnlich ist er immer zu Hause. Wollen Sie nicht selbst einen Tag bestimmen?

P. Dieß kann ich nicht! ich stehe jetzt in einem öffentlichen Amte. Ich bin zum Nachfolger Ihres seligen Vetters ernannt.

A. Wirklich? nun da gratulire ich Ihnen. Mein Vetter hätte keinen bessern Nachfolger haben können.

P. Das glauben Sie. Aber — Sie kennen mich ja nicht.

A. Besser als Sie glauben. Mein seliger Vetter hat mir von Ihnen schon viel Gutes gesagt; und wenn Ihr Herr Prediger auf Sie zu sprechen kommt, so kann er des Lobens kein Ende finden.

P. Sehr schmeichelhaft für mich. Schwerlich wird er

Ihnen aber von mir so viel Gutes gesagt haben, als ich aus seinem Munde von Ihnen hörte.

A. Von mir?

P. Von Ihnen. Eben deßwegen thut es mir doppelt Leid, daß ich mich so bald von Ihnen entfernen muß.

A. Mir thut es wirklich auch recht sehr Leid. Ich glaube aber, mein Vater wird in ein paar Stunden wieder hier sein. Wollen Sie es sich nicht gefallen lassen, so lange bei mir zu verziehen?

P. Wenn Sie erlauben.

Mit frohem Herzen stieg er die Treppe hinauf, und trat in das Zimmer, das seine Begleiterin ihm öffnete. Sie ließ ihm ein Frühstück auftragen, wovon er aber wenig genoß, weil die Sehnsucht nach einem höhern Genusse ihn beunruhigte. Sie wohnen in einer herrlichen Gegend, sagte er, wollen Sie mir nicht erlauben, sie zu besehen?

A. Mit Vergnügen.

P. Aber auch in Ihrer Gesellschaft.

A. Ich habe freilich noch Geschäfte; indessen eine halbe Stunde kann ich Ihnen Gesellschaft leisten.

Er bot ihr seinen Arm und legte auch ihre Hand in seine Rechte. Eine ziemliche Strecke wurde gegangen, ohne daß man Stoff zu einer Unterhaltung finden konnte. Endlich öffnete Amalie den Mund und sagte: Ich hoffe doch, daß Sie in Rosenfeld recht glücklich leben sollen. Mein Vetter, dessen Amt Sie übernommen haben, war der glücklichste Mann, den ich gekannt habe.

P. Ich hoffe es auch. Wenn dieß nicht wäre, so hätte ich den Aussichten zu einträglichen, ehrenvolleren Aemtern nicht entsagt, und mich entschlossen, ein Schullehrer zu werden. Bei alledem sehe ich doch voraus, daß mein

Glück sehr unvollkommen sein wird, wenn ein gewisser Wunsch unerfüllt bleibt.

A. Ja das Wünschen scheint uns angeboren zu sein. Immer haben wir etwas zu wünschen. Haben wir es erlangt, so wünschen wir etwas Anderes; erlangen wir auch dieses, so wünschen wir ein Drittes. So geht unser Leben unter lauter Wünschen hin, ohne daß wir dessen, was wir besitzen, recht froh werden. Mein seliger Vetter pflegte daher immer zu sagen: wer zufrieden leben wolle, der müsse sich das Wünschen abgewöhnen.

P. Eine herrliche Regel; schade nur, daß sie der Natur des menschlichen Herzens nicht angemessen ist. Unterdessen glaube ich doch, daß mir wenig zu wünschen übrig bleiben würde, wenn ich diesen einzigen Wunsch erfüllt sähe.

A. Ich besorge, Sie täuschen sich. Wissen Sie den Vers nicht:

Wer klug ist, wünscht nicht sehr;
Denn was man wünschet, wenn man's hat,
So ist man darum doch nicht satt?

Dieser Vers kam Herrn Pappel ganz zur ungelegenen Zeit, und zerriß den Faden der Unterredung, den er sich angesponnen hatte. Es erfolgte ein Schweigen von ein paar Minuten.

Amalie war so gütig, den zerrissenen Faden wieder anzuknüpfen, und fuhr fort: Der Dichter dieses Verses ist doch etwas billiger, als mein seliger Vetter. Dieser wollte, man solle sich das Wünschen ganz abgewöhnen, jener verlangt aber nur, man solle nicht **sehr** wünschen.

P. Nun dem stimme ich eher bei, denn es gibt ge-

gewisse Wünsche, die mit unserer Natur so innigst verwebt sind, daß man sie sich schlechterdings nicht abgewöhnen kann. Wenn mein Magen z. B. das Bedürfniß fühlt, Nahrung zu sich zu nehmen, soll ich nicht wünschen, daß dieß Bedürfniß befriedigt werde?

A. Gewiß.

P. Aber, meine Liebe! So wie der Magen, so hat auch das Herz seine Bedürfnisse, die oft dringender sind als die Bedürfnisse des Magens. Soll ich ihre Befriedigung nicht wünschen?

A. (lächelnd) Ein Herz ist kein Magen.

P. Wohl! beide haben aber doch ihre Bedürfnisse.

A. Doch ist unter diesen beiden Bedürfnissen noch ein kleiner Unterschied: die Bedürfnisse des Magens sind wirkliche, die des Herzens oft eingebildete.

P. Oft! das gebe ich Ihnen zu; vielmals sind sie es aber auch wirklich. Wenn ich z. B. ein Frauenzimmer so innig liebe, daß mich sein Bild Tag und Nacht begleitet: ist der Besitz desselben meinem Herzen nicht Bedürfniß? ist es nicht wirkliches Bedürfniß? Kann ich mich des Wunsches, dieses Bedürfniß zu befriedigen, wohl erwehren?

A. Hierüber kann ich nicht urtheilen.

P. Ich möchte aber dieses Urtheil aus keinem Munde lieber vernehmen, als aus dem Ihrigen. (Ein Händedruck erklärte Amalien Alles.)

A. Warum denn aus meinem Munde?

P. Deßwegen, weil Sie eben das Frauenzimmer sind, das ich unaussprechlich liebe, und dessen Besitz meinem Herzen das dringendste Bedürfniß ist.

A. Sie überraschen mich.

P. Kann sein. Verzeihen Sie mir! diese Ueberra-

schung war ich mir schuldig. Da ich Ihnen nun meine Liebe freimüthig gestanden habe, so bitte ich — ach dringend bitte ich, erklären Sie sich, können Sie mich wieder lieben?

A. Halten Sie mich für eine Thörin?

P. Wie kommen Sie zu dieser Frage?

A. Wie können Sie von mir verlangen, daß ich Ihnen auf der Stelle eine Erklärung thun soll, von welcher das Wohl und Wehe meines ganzen Lebens abhängt?

P. Verzeihen Sie! Meine Person ist Ihnen bekannt, meinen Charakter haben Ihnen Ihr seliger Vetter und mein Herr Prediger geschildert — ich dächte doch —

A. Und ich dächte doch nicht. Nach Allem, was ich von Ihnen weiß, muß ich Sie schätzen. Aber Schätzen ist noch nicht Lieben. Und wissen Sie nicht, daß ich einen Vater habe? einen Vater, dem ich die größte Achtung schuldig bin? Können Sie mir zumuthen, daß ich, in einer so wichtigen Sache, ohne seine Einwilligung einen Entschluß fassen soll?

P. Nein, das kann ich nicht. Aber, wenn nun Ihr Herr Vater geneigt wäre, mich zu seinem Schwiegersohne anzunehmen? wie denn da?

A. Versuchen Sie es. Jetzt rufen mich dringende Geschäfte ab — mein Vater wird bald bei Ihnen sein.

Mit dieser Erklärung entwischte sie, aber ein herzlicher Händedruck belebte Herrn Pappels Herz mit einer süßen Erwartung.

In tiefen Gedanken ging nun Herr Pappel auf und ab, ohne von der Schönheit des Gartens oder der Gegend etwas zu bemerken. Endlich warf er sich auf eine Bank

hin, die er in einer Laube fand. Seine Seele war der Gegenwart entflohen und wandelte in den paradiesischen Feldern der Zukunft.

Eine männliche Stimme rief ihn in die Gegenwart zurück. Ich bedaure, sprach sie, lieber Herr Pappel! daß Sie mich nicht zu Hause gefunden haben.

P. Ei! Herr Briefer! Ich habe Sie lange erwartet.

Br. Es ist mir angenehm, Sie hier zu sehen.

P. Mir — mir ist es auch angenehm, Sie hier zu finden. Aber — was ich Ihnen sagen wollte, ich habe einige Papiere von Ihrem selig n Bruder vorgefunden, diese will ich Ihnen hiermit übergeben.

Br. (Nachdem er die Papiere durchgesehen, und gefunden hatte, daß sie gar nicht von Wichtigkeit waren.) Ich bedaure, daß Sie sich deßwegen hierher bemüht haben.

P. Ich hielt es für Schuldigkeit. Aber — wenn ich Ihnen die Wahrheit gestehen soll —

Br. Diese gestehen Sie mir, ich liebe die Wahrheit.

P. Die Ueberbringung der Briefe war blos ein Vorwand, unter dem ich Ihrer vortrefflichen Tochter mich zu nähern suchte. Sie hat auf mein Herz einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Ich habe mich nach ihrem Charakter erkundigt, und er ist mir so vortheilhaft geschildert worden, daß ich dem Wunsche, sie die Meinige nennen zu dürfen, nicht widerstehen kann. Hier haben Sie, bester Herr Briefer! meine unumwundene Erklärung. Können Sie sich nun wohl entschließen, einen Mann ohne Vermögen, ohne ein glänzendes, einträgliches Amt, blos seines gesunden Menschenverstandes und seines rechtschaffenen Herzens wegen, zu Ihrem Schwiegersohne anzunehmen?

Br. Zu meinem Schwiegersohne? Sie verlangen doch

wohl nicht, daß ich Ihnen in diesem Augenblicke Ihre Frage beantworten soll?

P. Das wäre unbescheiden.

Br. Eine Freimüthigkeit ist der andern werth. Ich erkläre Ihnen also hiermit, daß meine Tochter in der Wahl ihres Ehegatten vollkommene Freiheit hat. Stand, Reichthum und dergleichen kommt dabei nicht in Anschlag. Nur in dem Falle, wenn die Neigung meiner Tochter auf einen Menschen von schlechtem Charakter fiele, würde ich ihr meine Einwilligung versagen.

P. O, so fragen Sie doch Ihre vortreffliche Tochter, ob —

Br. Doch nicht diesen Augenblick?

P. Ich fühle, daß ich zu zudringlich bin.

Br. Ich werde meine Tochter befragen. Ich werde ihr Zeit lassen zum Ueberlegen. Hat sie einen festen Entschluß gefaßt, so werde ich Ihnen denselben melden. Jetzt kommen Sie und genießen eine Suppe mit mir.

Die Suppe wurde unter kurzen abgebrochenen Gesprächen verzehrt, an welchen das Herz keinen Antheil hatte. Jedes Herz hatte ganz andere Empfindungen, die so beschaffen waren, daß sie sich nicht gut mittheilen ließen.

Nach eingenommener Mahlzeit trat Herr Pappel seinen Rückweg an, ob er gleich gebeten wurde, zu übernachten. Er bat bei dem Abschiede dringend um baldige Antwort, Herrn Briefer mit Worten, Amalie mit einem Handkusse und einem bedeutenden Blicke. Sein Nachtquartier nahm er in einem Dorfe, das noch einige Stunden von Rosenfeld lag.

Da die Nacht hindurch wenig Schlaf in seine Augen kam, so hatte er hinlängliche Muße, seine Lage zu über-

denken, und es gelang ihm, sich zum Stuhle des Ewigen emporzuschwingen. Er erblickte den Allwissenden, der die Zukunft, die den Augen der Sterblichen verborgen ist, wie die Gegenwart übersieht, und allein zu bestimmen vermag, welches Schicksal, unter allen möglichen, für jedes seiner Kinder das ersprießlichste sei. Gerührt warf er sich vor ihm nieder, und empfahl die Leitung seines Schicksals seinen Vaterhänden; ja er war so sehr über alles Sichtbare erhoben, daß er sich stark genug fühlte, auch Amalien in des Vaters Hände zu legen, und zu denken: Wirst du sie mir geben, so will ich sie dankbar, als ein schätzbares Geschenk, aus deiner Hand empfangen; wirst du sie mir versagen, so will ich dich auch für die Versagung preisen.

Diese Ergebung in den göttlichen Willen schenkte seiner Seele die so sehnlich gewünschte Ruhe, welche ihn in den Stand setzte, bei seiner Rückkehr seine Amtsgeschäfte mit der nöthigen Freudigkeit fortzusetzen.

Nach vierzehn Tagen kam endlich ein Brief von Herrn Briefer. Begierig riß er ihn auf? — nein, das that er nicht; er legte ihn vielmehr in sein Schreibepult, verschloß dasselbe, und überlegte erst, ob er wohl Stärke genug habe, eine abschlägliche sowohl, als eine günstige Antwort zu ertragen.

Nachdem er sich diese Ueberzeugung verschafft hatte, fühlte er sich stark genug, die Entscheidung seines Schicksals aus dem Munde seines himmlischen Vaters zu vernehmen.

Er erbrach also den Brief, und fand, daß er ein bloßer Umschlag war, welcher zwei Briefe enthielt. Auf dem einen erkannte er Amaliens Hand; dieser wurde zuerst geöffnet.

Er enthielt die Erklärung, die er so sehnlichst gewünscht hatte; und in des Vaters Briefe fand er die Versicherung, daß er die Wahl seiner Tochter vollkommen billige.

Dieß ist dein Geschenk, rief er entzückt aus, mein himmlischer Vater! das mir vorzüglich schätzbar ist, weil ich weiß, daß es von deiner Hand kommt.

Er eilte sogleich zum Prediger, um ihm seine Freude mitzutheilen. Der Antheil, den dieser an Herrn Pappels Freude nahm, war um so herzlicher, da er sich bewußt war, daß er das mehreste dazu beigetragen habe, sie ihm zu verschaffen.

Zu Anfange der nächsten Woche wurde die Schule ausgesetzt, und Prediger und Schullehrer gingen mit einander zu Herrn Briefer, wo sie die freundschaftlichste Aufnahme fanden.

Kaum war die Mahlzeit geendigt, so zog Herr Pappel seine Amalie mit in den Garten, wo sich ihre Herzen gegen einander in liebevollen Versicherungen ergossen, die mit vielen Küssen besiegelt wurden. Der Prediger blieb indessen bei dem Vater, und überlegte mit ihm, wie die Wirthschaft der jungen Leute eingerichtet werden solle.

Pr. Ich gestehe Ihnen freimüthig, daß der gute Pappel dabei gar nichts thun kann. Er ist ganz ohne Vermögen, und ich glaube nicht, daß er fünf Thaler baares Geld in Händen hat.

Br. Dieß konnte ich wohl vermuthen. Schadet nichts; ich werde die Hochzeit ausrichten, und alles herbeischaffen, was er zu seiner kleinen Wirthschaft nöthig hat.

Pr. Vortrefflich! Nur besorge ich, der gute Mann werde

dadurch beschämt werden; er hat ein sehr leises Ehrgefühl.

Br. Hm! Wie wollen wir dieß aber ändern?

Pr. Ich wollte einen Vorschlag thun —

Br. Jetzt habe ich einen Einfall. Wie wäre es, wenn ich Ihnen 30 Friedrichsd'or gäbe, die Sie ihm als ein Darlehn anböten, das er Ihnen gelegentlich wieder zurückzahlen könnte?

Pr. So etwas wollte ich auch vorschlagen.

So wurde dieser und ein Theil des folgenden Tages zugebracht; von den jungen Leuten in Träumen von den Seligkeiten, die sie künftig Hand in Hand zu genießen hofften; von den Alten mit Plänen, wie sie die Wirthschaft derselben einrichten wollten.

Auf dem Rückwege lenkte der Prediger das Gespräch auf die eintretende Nothwendigkeit, daß der Bräutigam nun sein Haus mit Mobilien versehen, und etwas Geld aufbringen müsse, um davon die bei Hochzeiten unvermeidlichen Ausgaben bestreiten zu können.

Herr Pappel versicherte, er müsse zu seiner Beschämung gestehen, daß er hieran noch gar nicht gedacht habe; und äußerte dann weiter, daß er keinen Louisd'or aufzubringen wisse.

Nachdem der Prediger ihn einige Zeit in seiner Verlegenheit gelassen hatte, that er ihm die Eröffnung, daß er eine unvermuthete Einnahme von 20 Friedrichsd'or gehabt hätte, die er missen könnte, und die zu seinen Diensten ständen, unter der Bedingung, daß sie nach und nach zurückgezahlt würden.

Dieß Anerbieten wurde von Herrn Pappel mit Dank angenommen. Er fing an, verschiedene Mobilien in sein

Haus zu schaffen, die bald durch viele andere vermehrt wurden, die er von seinem Schwiegervater erhielt. Das Aufgebot ging vor sich, die Anstalten zur Hochzeit wurden gemacht, und zwei Tage vor Vollziehung derselben erhielt Herr Pappel durch einen Brief von einem seiner Freunde den Antrag zu einem Amte, das ihm jährlich wenigstens tausend Thaler einbringen würde.

Dieß versetzte ihn in unbeschreibliche Gemüthsunruhe. Ist dieß, dachte er, nicht Gottes Fügung? ist dieß vielleicht ein Ruf von ihm, daß du Rosenfeld verlassen, und auf einem andern Platze, den er dir anweist, wirken sollst? Du machst dir freilich die Hoffnung, hier Gutes zu wirker, du träumst ein paradiesisches Leben, das du hier an der Seite deiner Amalie führen werdest, aber Gott übersieht die Zukunft.

Es war in seiner Seele so stürmisch, daß es ihm unmöglich war, die Stimme der Vernunft zu vernehmen. Erst am folgenden Morgen bei dem Erwachen gelang es ihm, sich über das Sichtbare und über die Stürme, die sein Gemüth beunruhigten, zu erheben und die Stimme Gottes zu vernehmen.

Du hast mich, dachte er, mein Vater! nach Rosenfeld geleitet, hast mir das Amt eines Schullehrers anvertraut; dieß weiß ich gewiß. Ich habe mein Wort gegeben, daß ich es annehmen und treu verwalten will. Du hast mir meine Amalie geschenkt, davon bin ich überzeugt. Sie hat sich entschlossen, die meinige zu werden, nicht nur aus Neigung zu mir, sondern auch, weil ihr Rosenfeld so lieb ist. Ich habe ihr mein Wort gegeben. Wäre die Einladung zu dem einträglichen Amte an mich ergangen, da ich noch frei war, so würde ich sie ohne Bedenken angenommen

haben. Jetzt kann ich es nicht, ohne mein Versprechen, das ich meinen Obern und meiner Amalie gegeben habe, zu brechen. Dieß kann dein Wille nicht sein. Jetzt sprang er von seinem Lager auf, las den Brief seines Freundes noch einmal durch, und fand, daß dieser ihm schrieb, er müsse um die einträgliche Stelle, zu welcher er ihm Hoffnung machte, Ansuchung thun.

Nun war die völlige Ueberzeugung da, daß es Gottes Wille nicht sei, daß er Rosenfeld verlassen sollte. Zur Schullehrerstelle in Rosenfeld, dachte er, hat dich Gott berufen, ohne daß du darum nachsuchtest. Wie kann er nun wollen, daß du dich um eine Stelle bewerben sollest, bei deren Antritt du jene Stelle, die er dir anvertraute, wieder verlassen müßtest?

Mit Freudigkeit ergriff er also die Feder und meldete seinem Freunde, daß seine gegenwärtigen Verhältnisse ihm nicht erlaubten, um die angetragene Stelle Nachsuchung zu thun.

Der Hochzeittag erschien, und wurde vergnügt vollbracht. Herrn Pappels Vergnügen wurde ungemein durch die Vorstellung erhöht, daß seine Geliebte ihm von Gott gegeben sei.

Herr Pappel befand sich nun in einer Lage, wo sich Alles vereinigte, um ihm die höchste Seligkeit zu verschaffen, die ein richtig urtheilender und empfindender Mann sich wünschen kann. Er liebte seine Amalie unaussprechlich, und diese ihn nicht weniger. Beider Bestreben ging dahin, einander täglich neue Beweise von Liebe und Hochachtung zu geben. Amalie konnte nicht zu den gelehrten Frauen gerechnet werden; sie urtheilte aber über die Dinge, die nicht außerhalb ihres Gesichtskreises lagen, meist rich-

tig, und wußte sich daher über Vieles recht verständig zu unterhalten. Ihre Bibliothek war klein, aber von dem Prediger in Rosenfeld sehr gut gewählt. Herr Pappel hatte einen mäßigen Wirkungskreis, zu dessen Ausfüllung seine Kräfte vollkommen hinreichten. Seine Geschäfte waren äußerst belohnend, weil er von ihnen die wohlthätigsten Wirkungen sah. Er besaß die Liebe und Achtung seiner Schulkinder und ihrer Aeltern in einem sehr hohen Grade. An seinem Schwiegervater und dem Prediger hatte er zwei bewährte Freunde.

Immer ging er aufrecht, ohne genöthigt zu sein, sich vor Vornehmen zu beugen und ihre Befehle zu vernehmen. Das Vermögen und die Wirthschaftlichkeit seiner Frau sicherten ihn vollkommen gegen Nahrungssorgen. Seine Bienen, seine Schafe, seine Tauben, sein Baumgarten, seine Aecker, die ganze umliegende Natur, in welcher er täglich lustwandeln konnte, waren ihm Freudenquellen, die nie ganz versiegten. Aber die höchste Freude gewährte ihm das stete Aufsehen auf Gott, und der Glaube, daß der Schöpfer und Regierer des Weltalls sein Vater sei, der ihm dieß Alles gegeben, und auch für die Zukunft den Plan zu seinem Wohle gemacht habe.

In einer Stunde, da er sich einmal recht selig fühlte, dachte er an die vorigen Zeiten zurück, und an den traurigen Zustand, in dem sich Seele und Leib befanden, als er das erste Mal vor dem Major von Ehrenfest erschien. Er beherzigte, daß der Major das Werkzeug gewesen sei, dessen sich Gott bediente, ihn dem Verderben zu entreißen, und ihm die höchste Seligkeit zu verschaffen, deren ein Erdenbürger fähig ist. Von Dankgefühl ergriffen setzte er sich, ergriff die Feder und schrieb folgenden Brief:

Edler Mann!

Es ist Ihnen gelungen! Sie haben den Bettler Pappel ganz gerettet. Den Elenden, der Gott verlassen hatte, und ohne ihn hülflos in der Welt herumirrte, haben Sie gelehrt, Gott zu suchen, und auf seine Stimme zu merken. Ich vernahm sie, die Stimme des Vaters, mein Herz wurde gerührt, ich wendete mich an ihn, lernte beten, und empfand des Gebetes göttliche Wirkung. Ach schon damals, da ich im Wohnsitze des Jammers und Elendes mich befand, fühlte ich mich selig, weil ich im Arme des Vaters zu ruhen glaubte. Noch mehr wurde meine Seligkeit erhöht, da er, wie durch ein Wunder, mich rettete und meine Lage erträglicher machte. Aber noch war er mir nicht Alles. Noch war er mir nicht der Einzige, von dem ich Alles erwartete. Ich vergaß mich noch so weit, daß ich vor Menschen mich demüthigte, bei ihnen Hülfe suchte, und von ihnen zurückgewiesen wurde.

Als ich nun, so ganz niedergetreten, herumwankte, erschienen Sie mir als ein stärkender Engel, der mir die Hand bot, und mir durch Mittheilung des Ihnen wohlbewußten trefflichen Aufsatzes, die Orakel, den Faden reichte, an welchem ich durch die Irrgänge dieses Lebens mich finden, und mit festem Schritte dem Ziele entgegen gehen konnte, das mir der Ewige bestimmt hatte. Meine Pflicht war mir der einzige Leitstern, nach welchem ich mich auf meines Lebens Pfade richtete. Aus Pflicht unterzog ich mich der größten Einschränkung, und fühlte mich groß, da ich die Stärke besaß, so Vieles entbehren zu können, was mir sonst Bedürfniß war. Die Pflicht rief mich, einem verwundeten alten Freunde beizustehen, und ich fand bei ihm eine Kost, die meinen, durch zu große Einschrän-

kung geschwächten Körper wieder erquickte. Dieser Freund ersuchte mich, seine Anverwandte den Nachstellungen eines Offiziers zu entreißen, und sie nach Dresden zu begleiten. Nachdem ich meine Vernunft zu Rathe gezogen, und von ihr die Versicherung erhalten hatte, daß diese Begleitung für mich Pflicht sei, übernahm ich sie, und wurde auf dem Rückwege an meinen gegenwärtigen Wohnsitz — Rosenfeld geleitet. Die Gemeinde war bei meiner Ankunft in großer Verlegenheit, weil ihr bei dem Gottesdienste, der eben angehen sollte, der Organist fehlte. Wäre ich nicht von Ihnen belehrt worden, so würde ich sogleich weiter gereist sein, ohne diese Verlegenheit zu beherzigen. Aber durch Sie aufmerksam gemacht auf alle meine Begegnisse, glaubte ich die Stimme Gottes zu vernehmen, die es mir, der ich im Orgelspielen eine ziemliche Fertigkeit besitze, zur Pflicht machte, der Gemeinde aus ihrer Verlegenheit zu helfen. Durch diese Pflichterfüllung bahnte ich mir den Weg zu dem mich ganz begeisternden Glücke, in dessen Besitze ich mich jetzt befinde. Mein Orgelspiel fand bei dem Prediger und der Gemeinde so viel Beifall, daß ich gebeten wurde, länger in Rosenfeld zu verweilen, und der Gemeinde mit meinem Orgelspiele ferner zu nützen. Da ich geschäftslos war, so hielt ich es für Pflicht, den Antrag anzunehmen; ja ich war auch bereitwillig, aus eben diesem Grunde die Schuljugend während der Krankheit ihres Lehrers zu unterrichten. Dadurch erwarb ich mir die Freundschaft des hiesigen Predigers, Bley, eines sehr würdigen Mannes, der durch seine lehrreichen Vorträge und Gespräche das gute Werk vollendete, das Sie bei mir angefangen hatten. Er wußte mir die Wichtigkeit eines Schullehreramtes so lebhaft vorzustellen,

daß ich davon begeistert wurde, und mein Schulgeschäft mit Vergnügen und dem besten Erfolge besorgte.

Die Folge davon war diese, daß ich nach dem Ableben des Schullehrers, ohne mein Ansuchen, berufen wurde, seine Stelle anzunehmen. Nach dem Ausspruche meiner Vernunft mußte ich dieß als einen göttlichen Ruf ansehen, welchem zu folgen ich verbunden war. Ich folgte, und in welches Paradies führte mich der Weg, auf welchen meine Folgsamkeit mich geleitet hatte! Ich machte Bekanntschaft mit einem Mädchen, in welchem Alles vereinigt war, einem rechtschaffenen Manne das höchste Lebensglück zu verschaffen, mit Amalie Briefer, der Bruderstochter meines Vorgängers. Sie sehen und sprechen, und von Liebe gegen sie entzündet zu werden, war bei mir Eins. Meine feurige Liebe reizte mich, sogleich um ihren Besitz zu werben, und ich würde es gethan haben, wenn Sie mich nicht darauf aufmerksam gemacht hätten, daß die Leidenschaft oft die Vernunft betäube, und ihr die Aussprüche einflüstere, die sie geben solle. Ich folgte also dem Reize meiner Leidenschaft nicht, sondern wartete den Zeitpunkt ab, da meine Vernunft ihrer wieder mächtig war, da ich mich zum Ewigen erheben und seine Stimme vernehmen konnte. — Sie zeigten mir die Wege, die ich zu betreten hatte; ich betrat sie und wurde auf denselben zu dem Besitze meiner Amalie geleitet.

Ich will Sie nicht unterhalten mit der Schilderung des Glückes, das ich genieße. Sie würden vielleicht glauben, diese Schilderung wäre die Wirkung einer überspannten Liebe eines jungen Ehemannes. Ich habe Alles, was einen vernünftigen, anspruchlosen Mann glücklich machen kann. Und wem verdanke ich es?

Ihnen. Ich halte es für Pflicht, Ihnen dieß, mit dem Gefühle des herzlichsten Danks, bekennen zu müssen. Ohne Zweifel werden Sie mehrere Versuche gemacht haben, Unglückliche ganz zu retten, die Ihnen mißlungen sind. Sie müssen es also wissen, und sich dessen freuen, daß Ihnen Ihre edle Bemühung bei mir gelungen ist.

Glauben Sie nicht, daß ich schwärme, daß ich wähne, der hohe Genuß dieses Erdenglücks werde immer dauern, nie verbittert werden. Nein, ich weiß es, daß dieß nicht immer so bleiben kann, daß Trübsale für mich Bedürfniß sind, und erwarte sie. Aber der Glaube an einen allweisen Vater, der meine Schicksale lenkt, wird mich nie sinken lassen; und das stete Aufmerken auf seine Stimme wird mir auch aus den verworrensten Irrgängen den Heimweg zeigen. Auf Ruhm und Ehrenstellen habe ich, durch Sie belehrt, Verzicht gethan. Ich werde auf dem Platze, auf den mein himmlischer Vater mich stellte, mit möglichster Treue arbeiten, ohne mich je zu bemühen, ihn mit einem andern zu vertauschen. Nur dann, wenn Gottes Stimme mir recht vernehmlich befiehlt, aus meinem Paradiese herauszugehen in ein anderes Land, das er mir zeigen wird, werde ich seinen Befehl befolgen. Gott segne Sie. Lebenslang verbleibe ich Ihr dankbarer

Pappel.

Die Orakel.

(Der Aufsatz, welchen nach Seite 41 der Major von Ehrenfest dem Landrichter Pappel übergab.)

Es ist nur Einer, dessen Wille das Weltall regiert, auf dessen Wink der Thautropfen sich erzeugt und einst Sirius entstand, einer, der den Insectenfang des Sperlings so wie die Siege des Eroberers leitet, und beiden das Ziel ihrer Wirksamkeit steckt, das sie nicht überschreiten können. Alles, was durch ihn hervorging, ist Werkzeug, durch seine Macht gelenkt, Diener, der ohne Widerrede seine Befehle vollstrecken muß. Der Athemzug des neugeborenen Kindes, und der die Wälder niederstreckende Sturmwind, der Feuerfunke durch Rosses Hufschlag erzeugt, so wie der Ausbruch des Vesuvs, der einst Herculanum mit Asche deckte, entstehen auf seinen Wink und vollziehen seinen Befehl.

Alles was Odem hat, vernimmt ihn, und eilt ihn auszurichten. Die Myriaden geflügelter Bewohner der Wälder und Wiesen, die während des Sommers, weit und breit, familienartig lebten, sammeln sich, vereinigen sich in Heere und treten den Zug in wärmere Gegenden an, sobald sie seine Stimme hören, kehren wieder zurück, und suchen ihre alten Wohnsitze auf, sobald er gebeut. Dann zimmern der Storch und die Schwalbe, der Finke und die Nachtigall ihre Nester nach dem Typus, den der Weltregierer ihnen gab, bereiten für ihre künftige Nachkommenschaft ein weiches Lager. Zu gleicher Zeit vernimmt die im Moose und Sümpfen, in der Erde und Bäume Schoos

im Schlummer liegende Welt des Einen Ruf, erwacht und verläßt ihr Lager, so wie einst die Todten aus ihren Grüften hervorgehen werden, wenn sie des Menschensohnes Stimme vernehmen.

Nur du, der du der Erde Herr dich nennst, und es zu sein von des Weltalls Herrscher bestimmt warst, nur du willst seine Stimme nicht vernehmen, bist taub bei seinem Rufe, und statt seine Befehle zu vollziehen, willst du nur deinen eigenen Willen thun.

Daher die alte Klage des Propheten: Ein Storch unter dem Himmel weiß seine Zeit, eine Turteltaube, Kranich und Schwalbe merken ihre Zeit, wenn sie wieder kommen sollen; aber mein Volk will das Recht des Herrn nicht wissen.

Welche Verwegenheit! Hältst du, Tagethier, es wirklich für möglich, ohne des Ewigen Einwilligung etwas zu Stande bringen zu können? Du, der du in Hirnfasern nistest, gegen den Willen des Beherrschers des Weltalls etwas durchsetzen zu können? Alle dein Bestreben wird fruchtlos sein; deine Unternehmungen sind Erlensaat in Barcas wasserloser Wüste und Olivenpflanzung auf dem Scheitel des Chimborasso; ein einziger von des Ewigen zahlloser Dienerschaft zerstört das Werk deiner vieljährigen Anstrengung. Deine furchtbare Flotte zerbricht des Nordwindes Hauch; dein Babylonischer Thurm, den du bis über die Wolken zu führen gedachtest, bleibt unvollendet, und wird zur Trümmer; oder indem du, wie ein zweiter Nebucadnezar, allmächtig zu sein wähnest, verwirren sich deine Gehirnfasern, deine Vernunft verläßt dich, du öffnest den Mund, dessen Aussprüche man noch vor wenigen Stunden, als vom Himmel gesprochen, annahm, und Narrheit spricht aus ihm. Deine ehemaligen Anbeter lachen, spotten, verachten dich, du sinkst zum vernunftlosen Wesen herab.

Unser Planet, der zum Eden bestimmt war, ist großentheils in ein Thränenthal verändert: die Gefilde, wo Milch und Honig floß, wo die Felsen Oel ergossen, liegen wüst, statt des Blökens der Heerden, von dem sie einst ertönten, hörst du jetzt Heulen des Schakals. Siehst du jene Trüm-

mer, vor welcher der nächtliche Wanderer mit Grausen vorbeieilt! Einst hauste hier ein Fürst, in den Armen der Wollust sich wiegend, von dem Schweiße des Volkes genährt, von den Dichtern besungen, von Millionen gefürchtet, und nun sind sie dem Uhu, der Nachteule und Fledermaus zum Wohnsitz angewiesen. Das Geschlecht, das seine Abkunft von der Gottheit herleitet, wie entstellt ist es! Die Züge des liebenden Vaters, die es an sich trug, sind verlöscht. Zorn, Habsucht, Gram, Wunsch, Verzweiflung haben das Ebenbild Gottes zur Carricatur verzogen — der süße Trieb der Liebe ist in Brunst, ihre Freuden sind in Qualen ausgeartet, und das Band der Ehe ist zur Kette geschmiedet, die den ausgearteten Göttersohn an eine Furie fesselt. Der Frohsinn der Jugend ist verscheucht, Blässe bezeichnet ihre Wangen, ihr Jubel ist verhallt, und zum Jammertone umgestimmt.

Betrachte dies Gemälde, und entsetze dich. Schaue um dich und du findest sein Original, zwar nicht allenthalben aber doch häufig.

Mit bitterm Lächeln betrachtest du das Gemälde, führst es weiter aus, schreibst einen Candide, und rufst dann sarkastisch: Das ist das Werk der weisen und gütigen Vorsehung, die nach dem Wahne des Unverstandes die Welt regieren soll. Oder du willst den Himmel stürmen, die Gottheit entthronen, und den Zügel der Weltregierung in die Hände des blinden Zufalls legen.

Unterdessen schwingt sich mit kühnem Fluge der Weise über das Thränenthal in höhere Regionen empor, schauet herab auf den alles verheerenden Strom des Elends, der die lachenden Gefilde mit Sand bedeckt, Tempel und Paläste mit sich fortreißt und durch seinen giftigen Hauch die süßesten Genüsse verpestet, und — entdeckt seine Quelle. Wo? — in der Verkehrtheit deines eigenen Herzens.

Der unmündige Knabe legt seinen Spielplatz in des Vaters Blumengarten an, will dessen Baumschule zum Thiergarten für seine Kaninchen machen, ohne diesen zu fragen, ob er auch dazu seine Einwilligung gäbe, kommt ohne Ueberlegung in die Irrgänge des ungeheuern Waldes, ohne

sich bei dem Vater zu erkundigen, wohin ein jeder Weg führe, und sieht scheel darum, wenn der Vater ihn fühlen läßt, daß nur er der Herr des Gartens sei, stellt sich ungeberdig, wenn er auf seiner Wanderung den Zigeunern in die Hände fällt.

Begreifst du also des Orakels Nothwendigkeit? Fühlst du, wie nöthig es sei, ein Mittel zu finden, die Gottheit bei deinen Unternehmungen um Rath zu fragen?

Doch sie ist längst gefühlt worden und wird noch gefühlt, diese Nothwendigkeit. Nie blieb ein Orakel unbesucht, nie ein Sterblicher, der sich als der Gottheit Vertrauter ankündigte, unbefragt. Nach Delphi wallfahrten die Repräsentanten der griechischen Staaten: in dem Innern Lybbens wird des gehörnten Jupiters Tempel besucht. In früher Morgendämmerung besteigt der Augur des Gebirges Scheitel, schaut zur Rechten und Linken, nach Osten und Westen, um einen Geier oder Uhu, Schwan oder Raben auszuspähen, und aus seinem Fluge der Gottheit Willen zu erfahren; oder er würgt mit mysteriösen Ceremonien den Stier, und liest dem um ihn geschlossenen Kreise der Gottheit Rathschluß aus der bebenden Leber ab. Wallenstein hat seinen Seni, der aus dem Stande der Sterne der Gottheit Verhaltungsbefehle sich sagen läßt. Noch jetzt hat manches gesalbte Haupt, mancher Schöpfer einer neuen Philosophie sein Endor, wohin er, in den Mantel der Nacht gehüllt, sich schleicht, und von einem zahnlosen Weibe aus der Spielkarte oder Kaffeeschale die Rathschlüsse des Ewigen sich enthüllen läßt. Jeder Cagliostro, jeder Schrepfer hat seine zahlreiche Jüngerschaft, vor deren gläubigen Augen er die Verstorbenen aus ihren Grüften ruft, und durch ihre Darstellung offenbaren läßt, was andern Sterblichen in undurchdringlichen Schleier gehüllt ist.

Ist aber das, was die Orakelsüchtigen durch diese und andere magische Mittel erfahren, wohl Ausspruch der Gottheit? Ach das verirrte Kind, statt in seinen Verlegenheiten sich unmittelbar an den Vater zu wenden, und sich seinen Rath zu erbitten, sucht, des Vaters Mißbilligung ahnend, Belehrung bei dem Knechte, Erklärung des väterlichen Willens bei der Hausmagd, oder zählt, unentschlossen am Schei-

dewege stehend, die Rockknöpfe, um zu erfahren, ob es rechts oder links sich wenden solle*).

Um Rath und Hülfe in seiner Krankheit zu finden, wendete sich König Ahasja nicht an den, der alle Hülfe thut, die auf Erden geschieht, sondern sendete Boten zu Baal Sebub, den Gott zu Eckron, und der Erfolg seiner Sendung war ein schmerzhafter Tod.

Er starb, und im Königreiche folgte ihm sein Sohn, aber der Name derer, die ihm, in der Gewohnheit, den Weltregierer zu verlassen und sich an irgend einen Baal Sebub zu wenden, nachfolgten, ist Legion. Jeder von ihnen hat seinen Baal Sebub, dessen Capelle in seinem Herzen steht, und auf dessen Winke und Aussprüche er merkt, so oft er etwas von Wichtigkeit unternehmen will. Derjenige Baal Sebub, der zu allen Zeiten die mehresten Verehrer fand und noch findet, ist — die Politik.

Hoch hebt sie ihr freches Haupt empor, und strebt, ihren Stuhl über den Thron des Ewigen zu setzen. Zertrümmert liegt sein Gesetz zu ihren Füßen, und unbeschränkter soll ihre Herrschaft als die seinige sein. Er selbst bindet sich durch seine Versicherung: was er zusagt, das hält er gewiß; sie zerreißt diese Bande und wirft von sich diese Seile; kein Versprechen, kein Eidschwur vermag sie zu binden, sie hält beides nur so lange, als sie ihren Vortheil dabei findet. Seine Wirksamkeit unterwirft der Weltregierer der Aufsicht der Gerechtigkeit; sie entzieht sich dieser scharfen Aufsicht, und bedient sich jedes Mittels, das zunächst zum Zwecke führt. Das Mittel wird gehei-

*) Manche Kinder haben die Gewohnheit, daß, wenn sie zweifelhaft sind, ob sie etwas thun oder lassen sollen, sie die Rockknöpfe zu Rathe ziehen. Christian ist z. B. zweifelhaft, ob er zu seinem Freunde gehen, oder zu Hause bleiben soll, so legt er den Finger auf den ersten Knopf und sagt: Christian geht, dann auf den zweiten, dazu sagend: Christian geht nicht, bei dem dritten sagt er wieder: Christian geht, und fährt so fort, bis er den letzten Knopf erreicht hat. Fällt auf diesen: Christian geht, so geht er; im Gegentheil bleibt er zu Hause. Diese Gewohnheit kommt mit den Haruspicien und Augurien auf Eins hinaus.

ligt durch den Zweck; das ist das Loosungswort, das sie Allen mittheilt, die sich in ihre Mysterien einweihen lassen.

Da steigt Aurora am Horizonte herauf und verkündigt der Erde des neuen Tages Ankunft. Sie erwacht und empfängt ihn mit Frohlocken. Was auf Bergen und in den Tiefen der Gewässer, auf Zweigen und im Moose lebt, fühlt seine Gegenwart, vernimmt die Stimme des Einen, der diesen Tag gemacht hat, und geht an das Tagewerk, das er ihm anweist.

Auch von den Adamiten erheben einige ihre Herzen zum Herrn, bringen mit Gefühl der Dankbarkeit ihr Morgenopfer auf seinen Altar, und erwarten seine Verhaltungsbefehle. Aber klein und unmerklich ist die Zahl. Die größere Menge drängt sich zu den Hallen des Numens der Politik, und fragt: Was soll ich thun? „Suche," antwortet das Orakel, die Freundschaft der Glücklichen, und trenne dich von den Unglücklichen."

Durchdrungen von dem hohen Sinne, der in diesem Ausspruche liegt, schreitet nun jeder zu der Vollziehung.

Unglückliche Daphne! du bist die erste, die die Wirkung desselben empfinden muß. Noch im vorigen Monate war Aristarch dein Freund, dein Verehrer, dein Anbeter, und dort, wo die hundertjährige Linde am Abhange des Gebirgs ihre Arme ausbreitet, und den Wanderer zur Ruhe, zum Nachdenken, zu Gefühlen der Freundschaft und Liebe einladet, schwur er dir ewige Treue. Auch da noch, als die Schreckenspost eintraf, daß die Schiffe, denen dein Vater seine Schätze anvertraute, um dadurch noch größere, dir zur Mitgabe bestimmte, zu gewinnen, eine Beute privilegirter Räuber geworden wären, als seine bisherigen Freunde sich in Harpyien verwandelten, und mit gierigen Klauen sich des Restes seines Vermögens bemächtigten, auch da noch umschlang dein Aristarch dich mit dem Arme der Liebe; deine Thränen vermischten sich mit den seinigen, und von seinen Lippen sogest du Balsam in dein verwundetes Herz.

Vom Orakelspruche der Politik begeistert, bemerkt er dich nun nicht mehr, meidet die Plätze, wo er dich zu finden pflegte, ist abwesend, wenn deine Briefe ihm die Ver-

sicherung von der Fortdauer deiner Treue überbringen wollen; wie ein altgläubiger Christ gegen die Versuchung des Satans, kämpft er gegen die Regungen der Liebe an, besiegt sie, und reicht seine Hand Lauren, der einzigen Tochter des reichen Orbils.

Vom Orakelspruche der Politik geleitet, verläßt Corinth das enge Zimmer, wo er bisher durch Nachdenken und Thätigkeit seines Glückes Schöpfer war, und besucht den glänzenden Hof seines Fürsten, um die Aufmerksamkeit desselben auf sich zu ziehen und seiner Gnade sich würdig zu machen. Zu stolz, vor dem Herrn des Himmels und der Erde sich zu beugen, kriecht er vor dem geringsten der fürstlichen Diener und wirbt um ihre Freundschaft. Es gelingt ihm. Er ist so glücklich, durch sie die geheimsten Schooßsünden seines Gebieters auszuspähen, und opfert ihnen nun seine Zeit und Kräfte.

So erlangt Corinth, durch den Geist der Politik geleitet, daß höchste Gut, das er bisher kannte, des Fürsten Gunst, und mit ihr die Zügel des Staates, an dessen Wagen er sein Lebenlang würde haben ziehen müssen, wenn er für die Stimme seines Numens weniger empfänglich gewesen wäre.

Des Orakels Spruch zufolge entsagt Meton dem Bündnisse, das er mit Silon auf ewige Zeiten schloß, sobald er von der Niederlage, die dessen Heer erlitt, Nachricht erhält, verbindet sich mit dem Sieger, und erhält von ihm großmüthig einen Theil der Exuvien des niedergetretenen Bundesgenossen.

Zu welcher Religion soll ich mich bekennen? fragt Alga der Politik weltberühmtes Orakel, und erhält zur Antwort: zu derjenigen, bei welcher du den mehresten Vortheil findest.

Dem Orakelspruche gehorsam, nimmt er, wie eine wahre noctua alga, die Farbe der Pflanze an, von deren Säften er zehrt. Seine Hand umschlingt ein Rosenkranz, er besucht die Altäre der Heiligen und beugt seine Kniee vor dem Venerabile, so lange der gehorsame Sohn der Kirche regiert, spottet hingegen der Religion, verhöhnt ihre Diener, sobald er merkt, daß der neue Inhaber des Throns

beide lächerlich findet. Sollte seine Provinz von den Moslims erobert werden, so wird er die Circumcision an sich vollziehen lassen.

Versprich Alles, ruft der Politik Orakel denen zu, die es um Rath fragen, wie sie die Herzen der Menschen gewinnen sollen; versprich Alles, aber laß durch kein Versprechen dich binden. Durch dieses Zauberwort fällt den Sterblichen die Binde von den Augen, die ihnen den Weg zu ihrem Glück verbarg, und die Fessel fällt ab, die ihres Amtes Wirksamkeit verhinderte. Die Schlösser springen, die Thüren öffnen sich, die ihnen bisher den Zutritt zu den Schätzen der Reichen und den Burgen der Großen verschlossen.

Durch Befolgung dieses Orakelspruchs gelingt es dem Armadill, sich in den Besitz der zwei Tonnen Goldes zu setzen, auf deren Zusammenbringung Kubull fünfzig Jahre, drei Monate und fünf Tage seines thätigen Lebens verwendete, und die er bei seinem Ableben seiner einzigen Tochter hinterließ. Durch die Versicherung einer lebenslangen Treue, durch die Verheißung, sie zu führen in ein Land, worinne Milch und Honig fleußt, gewinnt Armadill ihr Herz, und durch die Zusage, die zwei Tonnen Goldes zum Ankaufe einiger Rittergüter zu verwenden, die Einwilligung der Vormünder. Der Ehekontract wird aufgesetzt, unterschrieben und besiegelt, die zwei Tonnen, nebst der Besitzerin, werden ausgeliefert. Mit beiden zieht Armadill in ein fernes Land; sechs Burgen berühmter Ritter, deren Ahnen an den Kreuzzügen gegen die Ungläubigen Theil nahmen, und die dazu gehörigen Rechte und Güter werden erhandelt, der Tag zur Zahlung bestimmt; ehe dieser aber noch erscheint, ist Armadill verschwunden, und mit ihm die Hälfte seiner Beute, die zwei Tonnen Goldes; die andere Hälfte, die weiland davon Besitzerin war, hat er ihrem Schicksale überlassen.

Durch jenen Orakelspruch erleuchtet, bemächtigt sich Fürst Selim der Schätze seiner Unterthanen und ihrer Nachbarn, ohne ihnen durch Auflegung neuer Abgaben und Zölle beschwerlich zu fallen. Er sucht ein Anlehen von mehreren Millionen, verspricht Alles, was man verlangt —

die Hälfte seines Fürstenthums zum Unterpfande, seine Einkünfte zur pünktlichen Abzahlung hoher Zinsen. Das Versprechen wirkt mit magischer Kraft: das Vermögen der Unmündigen, der Tempel und Altäre, der Asyle der Waisen, Wittwen und Kranken fließt in seine Schatzkammer. Er sieht sich am Ziele seiner Wünsche, und hält sich nicht für verpflichtet, etwas Weiteres zu thun. Nun stellt er sich an die Spitze seines Heeres und rückt an die Grenze des furchtbaren Nachbars. Vor ihm her fliegt Fama und verkündigt seine Ankunft. Sogleich begeistert die Vaterlandsliebe des Landes Söhne. Ihre Schaaren drängen sich zu den Fahnen, sie fordern Waffen und erlangen sie; sie schwören, lieber dem Panier des Todes, als dem des Siegers zu folgen. Aber jetzt zeigt sich Selims Herold, und verkündigt dem Lande ein Heil, das es auch durch die größten Anstrengungen sich nicht zu verschaffen vermag — Freiheit von den Lasten, unter denen es bisher seufzte, Freiheit von den Plagegeistern, die des Kriegs gewöhnliche Begleiter zu sein pflegen — Sicherheit des Eigenthums, Schutz aller Rechte und Privilegien. Der Patriotismus erkaltet, die Hände sinken, die Waffen werden niedergelegt, die Thore geöffnet und ihre Schlüssel dem Sieger entgegen getragen. Triumphbögen werden errichtet, durch sie hält Selim seinen Einzug und behandelt das Land als Eroberer, ohne durch sein gegebenes Wort sich binden zu lassen.

So strebt die Politik, dem Ewigen sein Scepter zu entwinden, die Erdenbürger von ihm abzuziehen, und sie von ihren Machtsprüchen abhängig zu machen.

Aber der im Himmel wohnet, lacht ihrer, und der Herr spottet ihrer. Auch sie, die Stolze, führt das Gebiß im Munde, das an den Zügel geknüpft ist, mit welchem Er die Weltbegebenheiten lenkt, und ist seine Dienerin so gut, wie Zephyr und Boreas. Sobald er den Zügel anzieht, ist ihre Wirksamkeit gehemmt, und ihre Verehrer fangen an schmerzhaft zu fühlen, daß sie von einer Zauberin getäuscht wurden. Fortuna, deren Besitz sie ihnen versprach, deren Reiz so groß war, als sie in der Ferne sich zeigte, löst sich, sobald sie die Arme nach ihr ausstrecken,

in eine Wolke auf, die, so wie jede andere Wolke, durch des Windes Hauch weggewehet wird; oder sie verwandelt sich wohl gar in die Erinnys, deren Name Reue ist, die mit Schlangen sie peitschet, und von Ottern den Busen durchwühlen läßt; oder, gleich einer zweiten Helene, zieht sie ein rächendes Heer nach sich, das die Paläste in Asche, die Mauern in Trümmern verwandelt, und ihre Bewohner zur Auswanderung zwingt.

Die Verzweiflung, die mit wildem Blicke bald aus dem Palaste blickt, bald an der Thür der Strohhütte sitzt, und sich die Haare ausrauft, ist die Tochter der Politik; die umgestürzten Throne, die zerbrochenen Scepter, die Fesseln, die sich um die Arme sonst freier Nationen schlingen, sind ihr Werk.

Auch dem Sibyllinischen Orakel fehlt es nicht an Zulaufe. Die alte Sibylle, die ihm vorsteht, wähnt, die Zukunft übersehen und den Sterblichen, was der Ewige aus weisen Ursachen ihren Augen verbarg, enthüllen zu können. An ihrer Seite steht ein Spiegel, in dem die Zukunft sich abbildet. Mit forschendem Blicke schaut der Schwarm ihrer Verehrer hinein, und das Bild, das sich ihm darstellt, ist ihm Stimme vom Himmel.

Die junge Chloe, unentschlossen, ob sie Siegmunden, für den ihr Herz schlägt, oder dem alten reichen Markolph ihre Hand geben soll, zieht diesen Spiegel zu Rathe, und reicht sie provisorisch dem Letztern, da sie ihn im Spiegel im Sarge liegend erblickte. — Frontin, durch das Kriegswetter, das sich am Rheinstrome, wo er bisher ruhig hauste, zusammenzieht, aufgeschreckt, sucht Rath bei der Sibylle; sie hält ihm den Spiegel vor, wo er die Göttin des Friedens, am Arme des Ueberflusses, am Ufer der Weichsel wandeln sieht. Sein Entschluß ist gefaßt; der Rhein wird mit der Weichsel vertauscht. — In tiefen Gedanken wandelt Hermion vor seinen vollen Kornspeichern auf und ab, zweifelhaft, ob er sie öffnen und seine Vorräthe für die hohen Preise, die ihm geboten werden, losschlagen, oder sie bis auf die Zeiten größerer Theurung aufbewahren soll. Ein Blick in den Sibyllinischen Spiegel bestimmt ihn zum Aufbewahren, und zur Betäubung gegen die lockendsten Ver-

sprechungen, die herzdurchschneidendsten Bitten, selbst gegen Thränen und Wehklagen. Und was hat ihm der Spiegel gezeigt? ein großes Kriegsheer, das sich aus fernen Gegenden herbeiwälzt, und in seinem Gefolge den Mangel und Hunger zu haben scheint. Auch Fürst Semnon schaut in den Sibyllinischen Spiegel, um zu erfahren, ob er seinem mächtigen Nachbar Krieg oder Frieden anbieten solle. Die Siegesgöttin, die er darinne auf dem Triumphwagen wahrnimmt, winkt ihm, er folgt, die Fahnen seines Heeres wehen, der Kriegsgesang ertönt, seine Kriegsmacht durchbricht den Damm, und stürzt sich in die Fluren des Nachbars.

Wehe euch Betrogenen! Zu spät werdet ihr inne werden, daß die Bilder, die euch der Spiegel zeigte, so wie die Gewässer, die der durch brennende Sandfelder watende lechzende Araber in der Ferne zu sehen glaubt, Trugbilder sind, die bei der Annäherung verschwinden. Sie wurden durch die Lichtstrahlen der Wahrscheinlichkeit in den Spiegel geworfen, und verlieren sich, wenn von den tausend Zufällen, die kein Sterblicher, keine Sibylle vorherzusehen vermag, einer, gleich einer Wolke, dazwischen tritt.

Durch eine glückliche Revolution, die in Markolphs dahinwelkendem Körper eintritt, wird sein Leben um zehn Jahre verlängert, und Chloe's Leben um vierzig Jahre abgekürzt; das Kriegswetter wurde mit der Schnelligkeit einer Gewitterwolke von dem Rheine an die Weichsel getrieben, und der Friede, der daselbst am Arme des Ueberflusses wandelte, hinweggescheucht; das Kriegsheer, dessen Herbeiwälzung Hermion sah, hat in seinem Gefolge Getreide wie Sand am Meer, seine Verpflegung öffnet die Kornspeicher, die Theurung verschwindet, und der Mangel, den Hermion zu sehen glaubte, verwandelt sich in Ueberfluß; die Siegesgöttin, die dem Semnon zu winken schien, wird durch den Unverstand und die Treulosigkeit seiner Heerführer genöthigt, ihn zu verlassen und zu seinem Gegner überzugehen.

Für andere Myriaden ist das Orakel, das sie bei ihren Unternehmungen zu Rathe ziehen, die Wage. Nicht die Setzwage, die den Maurer lehrt, nach Regeln zu ar-

beiten, und jede Abweichung von denselben bemerkbar macht, auch nicht die Wage der Themis, die den Unterschied zwischen Recht und Unrecht anzeigt, sondern eine gewöhnliche Krämerwage, auf welcher sie Gewinn und Verlust gegen einander abwägen. Mammon ist der Name des Numen, dem sie ihre Zeit und Kräfte opfern. In seinem Lichte wandelnd erscheint ihnen die Erde als ein großer Marktplatz, wo für Geld Alles feil ist, das menschliche Leben als ein Markt, bei dessen Schlusse derjenige als der Weiseste und Glücklichste erscheint, der seine Waare mit dem größten Vortheil verkauft hat.

Mit der Wage in der Hand bestimmt Oront des Menschen Werth. Derjenige erprobt sich ihm als der Wichtigste, dessen Säckel am gefülltesten ist, über jeden andern, wäre auch Solons Weisheit und Aristides Rechtschaffenheit sein Eigenthum, spricht es sein Tekel aus *). Mit der Wage in der Hand wählt er seines Sohnes Gattin, Irene, da die Wage ihm zeigt, daß sie Alles habe, was er von einer Person verlangt, die das Glück des Hauses begründen soll — nämlich Geld.

Beneidenswerth war das Loos, das ihm der Ewige beschied. Im Schooße der lachenden Natur wies er ihm seinen Wohnsitz an, wo Sonne und Mond bei ihrem Erscheinen ihn freundlich begrüßten, wo Gesundheit und Stärkung jeder Luftzug ihm zuführte; wie ein fruchtbarer Weinstock um sein Haus herum war sein Weib, und seine Kinder wie die Oelzweige um seinen Tisch her. Auf diesem fanden sie täglich ihre Sättigung, und in dem nahegelegenen Schulgebäude hinlänglichen Unterricht. Kein feindseliger Nachbar störte seinen Genuß, aber ein redlicher, heiterer Anverwandter erhöhte ihn durch seinen Umgang. Jetzt findet sich Gelegenheit, diesen Wohnsitz mit einem andern zu vertauschen. Soll er bleiben oder gehen? Dieß sucht er nicht aus dem Munde dessen zu erfahren, der ihm Alles gab, sondern tritt mit der Wage in der Hand vor Mammons Altar, wo er seine gegenwärtige Lage mit der in der Ferne sich zeigenden wohlbedächtig gegen einander

*) Dan. 5, 27.

abwägt. Dreißig Goldstücke Zusatz zur jährlichen Einnahme, die bei der letztern sich befinden, geben dieser den Ausschlag, und bestimmen ihn, sie zu wählen.

Diese Wage ist es, die den Fürsten Lepidius bei der Regierung seines ehedem glücklichen Reiches leitet. Sie bestimmt ihn, die Schüler Benedicts von ihren, in grauer Vorzeit erworbenen Gütern, Wohnungen und Altären zu entfernen, dem Samen Abrahams, gegen Bezahlung großer Summen, den Besitz derselben einzuräumen, der Paphischen Göttin Tempel zu erbauen, und ihren Priesterinnen freien Cultus zuzugestehen. Mit dieser Wage bestimmt er die Würdigkeit zum Indigenate, und ertheilt es nur denen, deren Talente auf dieser Wage nicht zu leicht erfunden werden. Reiche Verbrecher finden in den Grenzen seines Landes eine sichere Freistatt.

In den Hallen dieses Orakels erhielt der Staatsminister Cleobul sein Finanzsystem, vermöge dessen alle Bedürfnisse der Kinder des Landes mit Abgaben beschwert werden, Ausländern das Recht, sie zu erheben, verkauft, und ihnen die Gewalt zugestanden wird, die Thore zu besetzen, die Kisten zu öffnen, und bis in das Adytum jeder Wohnung einzudringen.

Allein auch dieses Orakels Aussprüche sind Täuschungen. So wie der gewinnsüchtige Krämer durch einen Fingerdruck immer der Schale, in welcher seine Waare liegt, den Ausschlag zu geben weiß: so die durch Mammons Anblick entflammte Begeisterung derer, die seinem Orakel sich nähern. Ihr Druck nach der Schale, die das Gold enthält, schafft ihr gegen Gesundheit, Freiheit, Gewissensruhe, edeln Sinn und alles, was Andern, die in den Mysterien dieser Gottheit nicht initiirt sind, heilig ist, das Uebergewicht.

Einst weicht die Täuschung; ihrem Ahnherrn Midas ähnlich, schmachten sie in ihrer freudenlosen Lage, und beklagen ihre Thorheit.

Auch Fama hat ihre zahlreichen Verehrer. Nicht der Beifall dessen, der in's Verborgene sieht, sondern das Tönen ihrer Trompete ist es, wodurch die Handlungsart derselben bestimmt wird. Unter den Tausenden, die ihr fol-

gen und Weihrauch anzünden, befindet sich auch Silluk. Das Heil von fünf Kindern legte der Ewige in die Hände des Vaters; die Wohlfahrt von fünfhundert Seelen in die Hände des Seelenhirten. Beides zu befördern, würde seine ganze Zeit und Kraft erfordern. Würde es aber Fama bemerken? würde sie es der Mühe werth halten, die Existenz eines rechtschaffenen Vaters und treuen Seelenhirten Europens Bewohnern kund zu thun? Erfinde, ruft sie ihm zu, das perpetuum mobile, und ich werde deinen Namen von einem Pole zum andern posaunen, und so lange Maschinen arbeiten, wird Silluk als Erfinder des perpetuum mobile genannt werden. Von diesem Orakelspruche geleitet, zieht er sich aus dem Kreise seiner Kinder in's einsame Zimmer zurück, überläßt seine Heerde ihrem Schicksale, und sucht — was er nie finden wird.

Wird es Chloe finden? Sie sucht durch Fama's Hülfe einen der ersten Plätze auf dem deutschen Helikon zu erlangen. Dieser Neigung opfert sie ihren häuslichen Wohlstand, die Liebe des Gemahls, das Wohl ihrer drei Kinder auf. Ein wohlgerathenes Epigramm macht ihr mehr Freude, als ein wohlgerathenes Kind; und eine schmeichelhafte Recension in der Literaturzeitung erquickt ihr Herz inniger, als der Beifall, den ihr der Gemahl, zwischen vier Wänden, so gern gäbe.

Seht ihr das rastlose Bestreben der Zeitgenossen, das Elend ihrer Brüder zu mindern? den Eifer, mit welchem sie die Vaccination verbreiten? Wie einst die Schüler des Weisen von Nazareth ausgingen in alle Welt, und das Evangelium aller Kreatur predigten, versenden sie den Kuhpockenstoff unter alle vier Winde, und retten durch denselben Millionen, die der Drache der Blatternpest zu verschlingen drohte. Bedenkt, wie sinnreich sie sind, die Summe der Nahrungsmittel zu vergrößern; wie geschäftig, die Hungrigen zu speisen, die Nackten zu kleiden und die Elenden in's Arbeitshaus zu führen; wie sie, gleich barmherzigen Brüdern, jede Gelegenheit, selbst das Schauspiel und die Maskerade, benutzten, um Almosen zu sammeln; wie sie die Behälter der Waisen und Kerker der Missethäter besuchen, um ihnen gesunde Lebensluft zu verschaffen

und das Loos ihrer Bewohner zu verbessern. So zeichnet sich unser Zeitalter durch Menschenliebe aus. Es sei!

Tritt man aber diesen Menschenfreunden näher, und beobachtet ihre Handlungsart genauer, so verkleinert sich die Zahl derer, die durch rechte Menschenliebe geleitet werden; man sieht in der Mehrzahl weiter nichts, als Verehrer der Fama, die bei ihrer gemeinnützigen Thätigkeit keinen andern Zweck haben, als — Artikel für die Zeitung zu liefern. Laßt ihre Göttin schweigen, laßt sie bei derselben in Ungnade fallen — sogleich wird ihre Menschenfreundlichkeit ersterben, wie ein Bohnenacker, der im Brachmonate von einem Nachtfroste getroffen wurde*).

Und was wird, ihr Verehrer dieser trügerischen Göttin, euer Schicksal sein, wenn einst euer Lebenstag in Dunkel sich hüllt? wenn bei dem Heulen des Sturmes, dem Krachen des Donners und dem Brausen der Fluth der schwache Trompetenton eurer Göttin verhallt? wenn euch der tröstende Engel fehlt, der an solchen Tagen denen erscheint, deren Handlungen durch einen höhern Geist geleitet wurden? wenn ihr euch von dem, der alle Hülfe thut, die auf Erden geschieht, verlassen fühlt?

* *
*

Spricht aber gleich ein falscher Geist aus dem Munde derjenigen Orakel, zu welchen gewöhnlich die Sterblichen zu wallfahrten pflegen, so muß es doch ein solches geben, von dem man den Willen des Gottes der Wahrheit erfahren kann. Wie? du verlangtest von mir, deinen Willen zu thun, und wolltest mir denselben nicht offenbaren? du fordertest von mir, daß ich auf deinem Wege wandeln soll, und bei den hundert Wegen, die sich auf meines Lebens Pfade stets durchkreuzen, sollte ich kein Mittel haben, zu erfahren, welches der deinige sei?

Aber wo soll ich dieß Orakel suchen? In welchem Tempel, in welchem Heiligthume, in welchem heiligen Buche kann ich deine Stimme, o Ewiger, vernehmen?

Du hast nicht nöthig, das Pilgerkleid anzulegen und

*) Die Anwendung dieses Ausspruchs auf unsere Zeit liegt nahe!

dornichte Wege und Sandwüsten zu durchwandeln, um es zu finden; und wenn dir, wie einst den bedrängten Hebräern, zugerufen wird: hier ist Christus, oder da ist Christus, sollst du es nicht glauben. Das Orakel, welches dir zu allen Zeiten auf deine vorgelegten Fragen richtige Antwort ertheilen und die Stimme des Ewigen aussprechen wird, ist — in dir selbst. Deine Brust ist das Allerheiligste, in welchem sich der Gnadenstuhl befindet, von welchem die Gottheit sich dir offenbart. Hast du noch nicht ihre Stimme vernommen? wurdest du noch nie durch sie zu guten Thaten ermuntert, und gewarnt, wenn du den Fuß schon erhoben hattest, um auf den Irrweg zu treten? Vernahmst du noch nie ihren Beifall, wenn du einen deiner Brüder rettetest, nie ihre Mißbilligung, wenn deine Härte ihm Thränen ausgepreßt hatte?

Wenn du sie nur von ganzem Herzen suchest, so wird sie sich von dir finden lassen. Wenn du sie nur mit der Entschlossenheit, ihren Willen zu vollziehen, um denselben befragst, so wird sie ihn dir bekannt machen.

Ja, Wanderer, der du auf einem Wege wandelst, den dein Fuß noch nie betrat, der dir fast täglich Scheideweg wird, fasse Muth, du bist gegen Verirrung gesichert! Der Ewige, der dich zu dieser Wallfahrt bestimmte, hat dir einen treuen Begleiter zugesellt, der bei jeder Verlegenheit dir sagen wird, ob du gerade aus gehen, oder rechts oder links dich schlagen sollst. Nenne ihn das Göttliche im Menschen, oder den Geist, oder den Verstand oder die Vernunft; sein Name ist wie Jehovens Name, mannigfaltig, er selbst bleibt aber immer der nämliche. Er ist der Priester, der dir des Ewigen Willen kund thun soll.

Sei aber auf deiner Hut, daß du nicht getäuscht werdest! Gleich dem Thisbiten ist er stets mit Baalspriestern umgeben, die sich rühmen, daß des Herrn Wort in ihrem Munde sei, und die Stelle des rechten Priesters einzunehmen suchen. Dein Eigennutz, dein Ehrgeiz, deine Trägheit, deine Wollust, deine Schwermuth sind einige von den Baalspriestern, die sich dir als Dolmetscher der göttlichen

Rathschlüsse aufzudringen suchen. Wurdest du noch nie durch sie getäuscht? Warst du noch nie in dem Falle, daß du der Vernunft Befehle zu vollziehen glaubtest, wenn du eigentlich deinem Eigennutze oder einer andern Begierde Frohndienste leistetest? *)

Der Thisbite schlachtete die Baalspriester, sicherte sich so gegen ihre Widersprüche und schaffte seinen Orakelsprüchen mehr Ansehen und Wirksamkeit. Die deinigen zu erwürgen ist fruchtloses Vornehmen. Sie nisten in deinem Blute, wie die Kleisteraale im Kleister; und nur von Auflösung des letztern ist Vertilgung der ersteren zu erwarten.

Aber sie deiner Vernunft zu unterwerfen, daß sie ihre (wie einst die Gibeoniten des Josua) lebenslange Knechte sein müssen, das muß das Ziel deines Bestrebens sein. So wie einst Moses Sinai's Gipfel bestieg, wohin zu folgen kein Israelite wagte, um von da den Willen Jehova's seiner Nation zu überbringen, so laß den Priester in dir auch von Zeit zu Zeit sich emporschwingen bis über die Nebel, die sonst seine Aussichten begrenzten, bis über den Erdball, wo Chimborasso, der Riese unter den Bergen, dir nur als Punkt erscheint, zu Jehova's Stuhl, der von der Wahrheit Lichte umstrahlt ist. Hier, und sonst nirgends, erscheint Alles in seiner wahren Gestalt, Größe oder Kleinheit; hier, und sonst nirgends, werden die wahren Verhältnisse sichtbar, in welchen die Dinge gegen einander stehen, das Sichtbare zum Unsichtbaren, die Zeit zur Ewigkeit, Fama's Trompetenschall zum Beifalle dessen, der in's Verborgene sieht, beider Indien Schätze zu dem Schatze eines guten Gewissens, der Welteroberer zu dem Schöpfer Himmels und der Erden, dieser Zeit Leiden zu der Herrlichkeit, die an uns soll offenbart werden. Hier ruht der Geist des Ewigen auf deinem Priester. Frage ihn, und er wird dir des Ewigen Willen kund thun.

Und was ist des Ewigen Wille? Dieser, daß du deine Pflicht thust. Wer gab dir den Vater, der dich erzeugte? Wer stellte dich auf den Platz, auf dem du jetzt arbeitest? Wer unterwarf dich dem Obern, nach dessen Vorschriften

---

*) 1. Buch d. Könige 18, 40.

du arbeiten mußt? Wer knüpfte das Band, das dich an gewisse Personen fesselt? Wer gab jenem den Scepter, diesem den Hirtenstab? Wer anders als der, in dessen Hand sich die Zügel befinden, durch welche die Weltbegebenheiten gelenkt werden? Muß es also nicht sein Wille sein, daß du in den Verhältnissen, in welche er dich gesetzt hat, deine Pflicht erfüllest, oder das thust, wozu du verbunden bist?

Ist dir z. B. ein Gebiß in den Mund gelegt, durch welches du immer von dem Wege, den du zu betreten wünschest, abgezogen und bestimmt wirst, dich nach einem andern zu wenden, der dir nicht gefällt, wohin dich aber die Hand lenkt, die den Zügel führt, was ist deine Pflicht? zu gehorchen. Denn derjenige, der das Gebiß dir anlegte und den Zügel dazu in deines Herrn Hand gab, that es deßwegen, daß du dich dadurch solltest lenken lassen.

---

du arbeiten mußt? Wer knüpfte das Band, das dich an gewisse Personen fesselt? Wer gab jenem den Scepter, diesem den Hirtenstab? Wer anders als der, in dessen Hand sich die Zügel befinden, durch welche die Weltbegebenheiten gelenkt werden? Muß es also nicht sein Wille sein, daß du in den Verhältnissen, in welche er dich gesetzt hat, deine Pflicht erfüllest, oder das thust, wozu du verbunden bist?

Ist dir z. B. ein Gebiß in den Mund gelegt, durch welches du immer von dem Wege, den du zu betreten wünschest, abgezogen und bestimmt wirst, dich nach einem andern zu wenden, der dir nicht gefällt, wohin dich aber die Hand lenkt, die den Zügel führt, was ist deine Pflicht? zu gehorchen. Denn derjenige, der das Gebiß dir anlegte und den Zügel dazu in deines Herrn Hand gab, that es deßwegen, daß du dich dadurch solltest lenken lassen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Salzmann, Christian Gotthilf,

Geschichte des Landrichters Pappel nebst dazu gehörendem Aufsatz: Die Orakel

Stuttgart 1845

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.1263#0
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11414030-4